Bor.
162
m.

R

Bonss. 162 m

Preußen über Alles,

wenn es will.

R

Preußen über Alles,

wenn es will.

Von

einem Preußen.

Germanien.

1817.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Der Verfaſſer gegenwärtiger Schrift bekleidet kein königliches Amt und hat ſeinem Fürſten keine Gnade noch Auszeichnung zu verdanken. Die Liebe zu ſeinem Vaterlande iſt bey ihm zur Leidenſchaft und durch die Ueberzeugung, daß ſein Vaterland dem Staate, zu dem es gehört, Sicherheit, Ehre und Glück verdankt, zur Grundlage einer treuen, recht innigen Anhänglichkeit an dieſen und an ſeinen Monarchen geworden. Durch dieſe Liebe zu ſeinem Vaterlande, Staate und König entſchuldige man die Bekanntmachung dieſer Bemerkungen. Rein iſt die Quelle, aus der ſie gefloſſen ſind und ſollte man die Lauterkeit der Geſinnung des Verfaſſers bezweifeln, ſo würde es ihm nicht ſchwer ſeyn, Thatbeweiſe für ſie anzuführen. Dennoch hat er lange Anſtand genommen, ſeinen Bemerkungen Oeffentlichkeit zu geben, ja er hat einen gewiſſen Muth dazu nöthig gehabt, weil man ihm leicht den Vorwurf der Klügeley und des Vorwitzes machen könnte, ungeachtet er das, was er ſagt, möglichſt zu begründen geſucht hat und die Grenzen der Beſcheidenheit nicht überſchritten zu haben hofft. Weniger fürchtet er den Widerſpruch, den mehrere ſeiner Anſichten finden werden, beſonders die, welche er von den indirecten Auflagen aufzuſtellen verſucht hat, inſofern dieſe auch auf die Acciſe bezogen werden. Es iſt dieß eine ſo ſehr angefeindete und von den meiſten Schriftſtellern über Staatswirthſchaft ſo ſehr in Anſpruch genommene Auflage, daß es gewagt ſcheinen kann, ein Wort zu ihren Gunſten zu ſprechen. Auch hat der Verfaſſer es nur bedingungs-

weiſe gethan, inſofern es nehmlich möglich ſey, ihr eine einfachere, weniger läſtige und weniger Arbeitszeitraubende Form zu geben, und er will nicht gerade entſcheiden, ob eine ſolche Form gefunden werden könne. Unterdrücken mochte er aber das einmal darüber geſagte nicht, weil es mit andern Bemerkungen verflochten iſt, welche eine ausgedehntere Beziehung haben und des Anführens nicht unwerth ſchienen. Auch das wird man ſehr tadeln, daß der Verfaſſer die ſcientifiſche Behandlung ſeines Gegenſtandes und das Zurückführen des Beſondern auf die allgemeinern und allgemeinſten Begriffe und auf die höhern und höchſten Ideen ſo ganz vernachläſſigt habe; er geſteht aber ganz offenherzig, daß dieß ſeine beſchränkten Kräfte überſteige und daß das höchſte, worauf er Anſpruch machen zu können glaubt, Klarheit und Einfachheit der Darſtellung, ein auf Erfahrung gebauter Gang der Unterſuchung, und ein treues, redliches, der Wahrheit ganz ergebenes Gemüth ſey. Er geſteht noch mehr, nehmlich, daß er gegen jenes Zurückführen auf die allgemeinſten Begriffe und höchſten Ideen ſogar eine Abneigung habe und die iſt bey ihm auf folgende Weiſe entſtanden. Der traurige Erfolg, mit welchem ſich Preußen in den Jahren 1806 und 1807 den Anmaßungen Frankreichs oder vielmehr ſeines Gewalthabers entgegengeſtellt hatte, überraſchte eine Menge Menſchen ganz außerordentlich und man ſuchte ſich die Urſachen dieſer gar nicht für möglich gehaltenen Erſcheinung zu erklären. Die Haupturſachen derſelben lagen dem unbefangnen, geſunden Menſchenverſtande gar nicht ſo entfernt, auch war die Schuld weder des Volks noch des Heers ſo groß, als man glaubte, oder vielmehr es war gar keine Schuld da, wenn ich ſehr wenige Individuen abrechne. Man unterwarf die Sache aber einer gelehrten Unterſuchung, und indem man den Gegenſtand recht erſchöpfend und gründlich behandeln wollte und auch auf die kleinſten Urſachen zurückging, welche allerdings mitgewirkt haben konnten, verlor man, wie es ſchien, den Hauptgeſichtspunkt aus den Augen. Als man mit dieſer Unterſuchung fertig zu ſeyn glaubte, fing man an, Vorſchläge zu machen, wie dem Staate wieder geholfen werden könne, und ſo wie, wenn man an einem körperlichen Uebel leidet, ſogleich eine Menge gutmüthiger Menſchen ſich finden, welche unfehlbare Heilmittel gegen daſſelbe kennen, ſo fehlte es auch hier an politiſchen Rathgebern nicht, welche ihre Hülfe anboten. Dem Charakter der Deutſchen gemäß, ging man von dem

Individuellen ſehr bald auf das Allgemeine über, brachte ſeine Vorſchläge in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang und führte das Ganze auf Ideen zurück. So entſtanden kleinere und größere, weniger und mehr vollſtändige Syſteme von Staatsökonomie, Staatspolizey u. ſ. w., berechnet auf den preußiſchen Staat oder veranlaßt durch ſein Unglück, deren Hauptcharakter der Charakter der Idealität oder, wie wir uns ehedem ausgedrückt haben würden, ein metaphyſiſcher war. Viele der Ideen oder der von ihnen abgeleiteten Principien der reinen Staatsphiloſophie trugen aber ganz ſichtbare Merkmahle, daß ſie nicht in der des Raumes und der Zeit entbundenen intelligiblen Welt, ſondern in der durch ſie befangenen Wirklichkeit geboren waren, ja manche derſelben ſchienen nichts als verkleidete Maximen des Despoten zu ſeyn, welcher der damaligen Zeit ein eigenthümliches, häßliches Gepräge aufdrückte und europäiſche Formen für einen aſiatiſchen Despotismus erfand. Wäre dem aber auch nicht ſo und hätte jene Staatsphiloſophie und was es ſonſt in Theologie, Pädagogik u. ſ. w. zum Idealiſchen erhobenes geben mag, auch wirklich den Charakter einer reinen Idealität, ſo würde man ſich doch ſehr irren, wenn man von ihr oder von denen, welche ſich in dieſer reinen ätheriſchen Welt bewegen, Heil und Rettung eines Staats erwarten ſollte. Viele von dieſen, nehmlich die, welche wirkliche Genialität zu einem höhern Aufſluge beſtimmt hat, verdienen unſre tiefe Verehrung und ihre Bemühungen ſind unſerer ſorgfältigen Beachtung würdig; allein, ſo wie Donnerwetter und Blitze, welch ein erhabnes Schauſpiel und wie wohlthätig auf unſern Planeten wirkend ſie auch immer ſeyn können, Entſetzen und Verwüſtung wirken, wenn ſie Feuer und Hagel auf die Erde werfen, eben ſo verderblich werden jene Männer und ihre Syſteme, wenn ſie gewaltſam auf die Einrichtungen der wirklichen Welt mit Feuer, Hagel und Sturm einwirken wollen, noch mehr aber jene Nachtreter, welche ſich genialiſch dünken und theatraliſch blitzen und donnern. Zwar wird kein vernünftiger Mann in Abrede ſeyn, daß je mehr ein Mann wiſſenſchaftlich gebildet ſey, je mehr er durch das Studium fremder Unterſuchungen oder durch eignes Beobachten und Nachdenken den Kreis ſeiner Ideen, Begriffe, Erfahrungen, Anſichten, erweitert habe, er unter übrigens gleichen Umſtänden nicht um ſo beſſer der Aufgabe des Geſchäftslebens, wenn ſich dieß nur nicht in einer gar zu

niedern Sphäre bewegt, gewachſen ſeyn und ſie mit mehr Geiſt und Glück löſen werde als der mechaniſche, bloß empiriſche Practiker; aber nicht ſein geſchloſſenes, ideales Syſtem gibt ihm dieſen Vorzug, ſondern die durch das Studium und die Beobachtung erſtarkte Kraft ſeines Geiſtes, der Umfang ſeiner Kenntniſſe, die Fähigkeit, alle oder doch die vorzüglichſten Anſichten, die bey Gegenſtänden der wirklichen Welt Statt haben können, aufzufaſſen, zu würdigen und die Modificationen zu finden, unter denen eine Idee im wirklichen Leben dargeſtellt werden kann, macht ihn zu dem ausgezeichneten Geſchäftsmanne, und eine fortgehende Uebung in den Geſchäften des bürgerlichen Lebens gibt ihm jenen Tact, jenes Ahnungsvermögen, welches ihn ſchnell die Hauptanſicht finden läßt und ihn gleichſam zum glücklichen Vermittler des Himmliſchen und Irdiſchen macht.

Geſchrieben im Anfange Januars 1817.

Nicht alle haben die Frage, ob der preußiſche Staat eine Macht des erſten Ranges ſey, bejahend beantwortet, und er kann allerdings, inſofern man bey der Beantwortung dieſer Frage eine ausſchließliche oder auch nur hauptſächliche Rückſicht auf die Größe ſeines Gebietes und ſeiner Volkszahl nimmt, als unvermögend erſcheinen, ſeine Selbſtſtändigkeit gegen die Koloſſe zu behaupten, in deren Mitte er ſich befindet. Zieht man aber den Geiſt und Charakter ſeiner Bewohner, die Stufe der Bildung, auf welcher ſie ſtehen, gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Regentenſtammes, der ihn beherrſcht, ſelbſt ſeine höchſt bedenkliche politiſche Stellung mit in die Unterſuchung; ſo wird man verſucht zu glauben, daß gerade in ihm, unter gewiſſen Bedingungen, welche von dem Willen und der Einſicht ſeiner Herrſcher abhängen, die Grundlagen zu einer ausgezeichneten Wirkſamkeit und zu einer kaum zu erſchütternden Selbſtſtändigkeit ſich befinden. Die Erfahrung nehmlich, das heißt, die Geſchichte, lehrt uns, daß wahrhaft große, oft wunderſame, Wirkungen, mögen ſie ſich auf die Künſte des Friedens oder die Unternehmungen des Krieges beziehen, nicht von den koloſſalen, ſondern von kleinen, aber wohl eingerichteten und, was das wichtigſte iſt, durch kräftige, talentvolle, emſige, ihrer Verfaſſung mit Enthuſiasmus ergebene Bürger unterſtützten Staaten ausgegangen ſind. Wohl haben bisweilen koloſſale Staaten zu unverhältnißmäßig kleine Republiken unterdrückt, öfter noch ſie durch den Samen der Uneinigkeit, welchen ſie unter

deren Bürger auszuſtreuen wußten, überwunden; allein es fehlt nicht an Beyſpielen, daß jene kleinen Staaten der Uebermacht der größern einen unüberwindlichen Widerſtand entgegengeſetzt haben, und mit der größten Glorie und dem glücklichſten Erfolge vom Kampfplatze getreten ſind; ja man könnte vielleicht die Behauptung aufſtellen, daß äußerſt ſelten ein kleiner Staat, wenn er nur nicht auf gar zu geringe Hülfsquellen angewieſen war, der bloßen Macht eines größern unterlegen habe, daß die Gewalt, um zu ihrem Ziele zu kommen, faſt immer durch die Intrigue habe unterſtützt werden müſſen, und daß die Unterjochung des ohnmächtigern Staats mehr der Erfolg ſeiner innern Beſchaffenheit, als der äußern Kraft des ſtärkern geweſen ſey. Wie wurde die unermeßliche Macht der Perſer bey Marathon, Salamis, Plataä zu Schanden! wie rühmlich beſtanden in frühern Zeiten die lombardiſchen Städte, in neuern die Schweizer und Niederländer den Kampf gegen eine überlegene Gewalt! und liefert nicht, was die letzte Behauptung betrifft, daß die Uebermacht nur durch die Intrigue habe zu ihrem Ziele kommen können, faſt jedes Blatt der römiſchen Geſchichte einen Beleg derſelben? Wie oft haben ſich ferner durch erfinderiſchen Geiſt, durch Klugheit, Emſigkeit und Sparſamkeit auf dem undankbarſten Boden Gemeinheiten zu einem ausgezeichneten Grade von Wohlſtand erhoben, während die Monarchen der ausgedehnteſten, mit den reichſten Hülfsquellen verſehenen Staaten bey ihnen Geld aufnehmen und ihre Schuldner werden mußten! oder, wenn man die Sprache der Freymüthigkeit führen darf, iſt dieß nicht der gewöhnliche Fall geweſen? Vielleicht könnte man überhaupt einen großen, ſehr ausgedehnten Staat mit einer ſehr großen Wirthſchaft vergleichen, welche ſchwer überſehen werden kann. Erbliche Eigenthümer ſolcher Wirthſchaften haben gewöhnlich ein ſo großes Vertrauen zu der Unerſchöpflichkeit ihrer Hülfsquellen,

daß ſie eine Menge Vortheile, die ihnen zu Gebote ſtehen, nicht wahrnehmen oder nicht achten, und daher iſt es nicht ſelten der Fall, daß nach einem langen Scheine eines unermeßlichen Vermögens eine unvermuthete Armuth hervortritt. Einen Staat von mäßigem Umfange dagegen könnte man einer kleinen Oekonomie gleich ſetzen, in welcher alles ſorgfältig zu Rathe gehalten, jeder kleine Vortheil benutzt wird, weil man ſieht, daß man nur durch guten Haushalt und durch Klugheit beſtehen kann, und daher geſchieht's, daß ſich Reichthum und Ehre aus der Armuth und Niedrigkeit entwickeln.

Wendet man das nun an auf den preußiſchen Staat, ſo findet man, daß einer Seits in ſeinem mäßigen Umfange, in der Natur ſeiner Begrenzung und in der dadurch ſehr bedenklich gewordenen politiſchen Stellung deſſelben die dringende Aufforderung zu ſteter Wachſamkeit, zu einem guten Haushalte und zur ſorgſamen Wahrnehmung und Benutzung aller ſeiner Kräfte liegt, daß andrer Seits aber ſein Umfang und ſeine moraliſchen ſowohl als phyſiſchen Hülfsquellen keinesweges ſo eingeſchränkt ſind, daß er nicht, bey einer weiſen Beachtung aller ihm zu Gebote ſtehenden Vortheile ſeine Selbſtſtändigkeit recht wohl gegen die übrigen koloſſalen Staaten Europens ſichern könnte. Die erſte Bedingung nehmlich, einem Staate ſeine Selbſtſtändigkeit zu erhalten, beruht auf ſeiner Wohlhabenheit, und ſo ſehr dieſe auch durch die Drangſale der Zeit in dem preußiſchen geſunken ſeyn mag, ſo kann ſie ihm doch, unter gewiſſen Vorausſetzungen, in einem ſolchen Grade wieder gegeben werden, daß er darin allen andern noch ſo mächtig ſcheinenden Staaten, wie deren finanzielle Lage jetzt iſt und muthmaßlich noch lange bleiben wird, gegenüber zu treten im Stande iſt. Es iſt aber hier zweyerley zu unterſcheiden: die Regierung und die Nation, und nur dann, wenn beyde im Wohlſtande ſind,

kann man ſagen, der ganze Staat ſey es. Der Wohlſtand einer Nation aber kann von dreyerley Art ſeyn: 1) der Reichthum befindet ſich in den Händen einer beſchränkten Zahl von Eigenthümern, welche ſehr begütert ſind, während die Maſſe des Volks ſelbſt arm iſt; 2) der Reichthum iſt beynahe gleichmäßig vertheilt; faſt Alle, hoch und gering, haben ihr gutes Auskommen, aber es gibt nur ſehr wenig Bürger von einem ſehr großen Vermögen; 3) die meiſten befinden ſich in einem mäßigen Wohlſtande, der eigentlich Armen ſind wenige, aber es gibt zugleich eine Menge Einzelner, welche im Beſitze großer Geldmaſſen ſind. Der letzte Fall iſt unter allen dreyen der vortheilhafteſte, weil einer Seits zur Erreichung des größtmöglichen Wohlſtandes eines Staats einzelne Unternehmungen von großem Umfange, zu denen ein bedeutendes Capital gehört, unbedingt erforderlich ſind, und inſofern hat dieſer Fall den Vorzug vor dem zweyten; und weil andrer Seits, nach dem Urtheil der größten Staatsmänner alter und neuer Zeit, dem allgemeinen Charakter der Menſchen gemäß, eine feſte Anhänglichkeit an den Staat nur bey denen Statt finden kann, welche bey dem Verfall deſſelben etwas zu verlieren haben, alſo eine größere Menge zuverläſſiger Bürger nur in demjenigen Staate erwartet werden kann, in welchem die größere Menge im Wohlſtande iſt, wogegen die capite censi gewöhnlich jedem feil ſind, der ihnen panem et Circenses gewährt, und inſofern hat der dritte Fall Vorzüge vor dem erſten. Vollſtändig aber iſt der Wohlſtand eines Staats, wie geſagt, erſt dann, wenn ſich mit der Wohlhabenheit der Nation zugleich die der Regierung vereinigt*). Eine Regierung

*) Man verzeihe mir den Unterſchied, den ich zwiſchen Volk und Regierung mache, — beyde haben gleiches Intereſſe, beſtehen nur in und durch einander, und ſollten nur eins ſeyn in der Idee. Ich rede hier aber von der Wirklichkeit, und die ſcheint von der Idee noch weit entfernt zu ſeyn.

iſt aber dann nicht im Wohlſtande, wenn ſie verſchuldet iſt, und hier können zwey Fälle Statt finden. Die Gläubiger derſelben ſind nehmlich entweder die Bürger ihres eignen Staats oder die eines fremden. Im erſten Fall iſt das Uebel ein kleineres, aber es bleibt ein Uebel; im zweyten Falle geht ein großer Theil des Nationalverdienſtes für fremde Rechnung auf; eine bedeutende Summe wird bloß erworben, um die Bürger eines fremden Staats reich zu machen, wenngleich das Aufborgen von Capitalien im Auslande dann, wenn eine große Contribution an einen fremden Staat geleiſtet werden muß, unendlich beſſer iſt, als wenn ſie mit gänzlicher Beraubung des Capitalſtoffes aus den eignen Mitteln des Volks aufgebracht wird. Mit den Staatsſchulden hat es nun gewöhnlich noch die Bewandtniß, daß ſie ſich Lavinen gleich vergrößern, daß man bey ſteigender Verlegenheit zu Auskunfsmitteln ſchreitet, welche eine augenblickliche Abhülfe gewähren, aber in kurzem die Noth vergrößern, und daß endlich der Staat in eine Ohnmacht verſinkt, aus welcher er nun ſpät und oft nur durch die furchtbarſten Erſchütterungen wieder zu ſich gebracht werden kann. Wirft man hier nun einen Blick auf den preußiſchen Staat und auf den eigenthümlichen Charakter des Regentenſtammes, der an deſſen Spitze ſteht; ſo ergibt ſich eine recht erfreuliche Anſicht. Einmahl bedenke man nur, welche tiefe Wunden ſeit dem Jahre 1806 dem Wohlſtande deſſelben geſchlagen worden ſind, wie es recht darauf angelegt zu werden ſchien, ihn ſeiner Hülfsquellen zu berauben, um ihn zu jedem Widerſtande unfähig zu machen, wie viel man raubte und erpreßte, und mit welcher Kraft — ich rede hier nicht bloß von der Menge Völker, die er geſtellt hat und von dem Geiſte, der ſie beſeelte, ſondern von den Geldmitteln, deren er, trotz der Subſidien, welche England zahlte, zu den Rüſtungen bedurfte — er deſſen ungeachtet auf den Kampfplatz getreten iſt.

hätte wohl ein Menſch geahndet, daß er der unerſätt-
lichen Habgier des Despoten dieſe Genüge leiſten und
dann ſogar noch im Stande ſeyn ſollte, einen ſo nach-
drücklichen Kampf mit ihm zu beſtehen? Und doch be-
ſtand er ihn nicht nur, ſondern kaum war der Feind
von ſeinen Grenzen abgewieſen, als ſich über alle Er-
wartung ſchnell der Cours ſeiner Papiere, ſelbſt derjeni-
gen, deren Credit auf keinen beſtimmten Realiſations-
fonds gebaut werden konnte, zu erholen anfing und
in kurzem der Cours der hypothekariſchen, nur auf einen
mäßigen Zinsfuß lautenden Papiere ſogar das Pari
überſtieg, ungeachtet mancher das Vertrauen der Geld-
beſitzer eben nicht ſehr erweckenden Anordnungen und
Vorfälle. Nun iſt es allerdings wahr, daß, während
der preußiſche Staat im Friedensſtande war und die
benachbarten den Verkehr unterbrechende Kriege führten,
ſehr glückliche Conjuncturen für ihn eintraten, die ſei-
nen Handel begünſtigten; allein dieſe Conjuncturen konn-
ten nur unter der Bedingung eines ſchon vorhandnen
Wohlſtandes und darauf ſich gründenden Credits beym
Auslande benutzt werden, und geraume Zeit vor dem
Kriege, den er ſelbſt führte, fing ſchon ein bedeutender
Theil ſeiner Fabrication an, in Verfall zu gerathen. Es
iſt ferner eben ſo wahr, daß — ſo viel man auch da-
gegen einwenden mag — die finanziellen Anordnungen
Friedrichs II. auf das Emporkommen einer gewinn-
reichen Induſtrie im Ganzen ſehr wohl berechnet wa-
ren; allein ſie waren es wahrhaftig nicht alle, wie denn
die ſeit 1763 ergriffenen Maßregeln, durch welche die
den preußiſchen Unterthanen ſowohl als den mit ihnen
handelnden auswärtigen Nationen ſo vortheilhaften Ver-
hältniſſe aufgehoben wurden, dem Tranſito- und Spe-
ditionshandel, den Schleſien ſonſt mit Rußland, Polen
und ſelbſt mit Ungarn und der Moldau trieb, den To-
desſtoß gaben, zuerſt Cracau erhoben und dann, als eine
auswärtige Macht den Mißgriff benutzte, einen unbe-

deutenden Ort in Galizien zu einem überaus wichtigen Stapelplatz machten. Auch wirkten manche der neuſten Anordnungen, ſo wohlthätig vielleicht einige in der Folge dereinſt werden könnten, höchſt verderblich auf die Wohlhabenheit vieler Individuen, und wenn deſſen ungeachtet des Credits und der Geldmittel noch ſo viel geblieben ſind, daß man den großen Anſtrengungen, die Preußen dem Wohl Europens brachte, gewachſen war; ſo muß man nicht nur einen hohen Begriff von dem geweſenen Wohlſtande dieſes Staats bekommen, ſondern auch auf die Vermuthung, ich möchte ſagen, auf die Ueberzeugung geleitet werden, daß der Grund dieſes Wohlſtandes weniger in Zufälligkeiten, als in gewiſſen natürlichen Urſachen, hauptſächlich in der Lage der Provinzen des preußiſchen Staats und in dem für Erwerb und Erhalten des Erworbenen geeigneten Charakter ſeiner Einwohner liege. Möchte noch etwas hierbey zu wünſchen ſeyn, ſo wäre es, daß es ſolcher Capitaliſten oder Grundbeſitzer noch mehr geben möge, in deren Händen ſich große Geldmaſſen zur Unterſtützung ausgedehnter Unternehmungen, beſonders zur Beförderung der immer mehr zum dringenden Bedürfniß werdenden mechaniſchen Erleichterungs- und Vervollkommnungsmittel unſerer Manufacturen befinden. Am meiſten ſteht in dieſer Beziehung die Lage der Gutsbeſitzer derjenigen nach, in welcher die frühern waren, ungeachtet gerade die Claſſe der Ackerbauer ungemein begünſtigt und der Ertrag des Bodens um vieles größer und gewinnreicher geworden iſt. Was nun dieſes Verhältniß noch verſchlimmert, iſt, daß von dem herrlichen, öffentlichen Geiſte, der ſich jetzt in dem preußiſchen Staate veroffenbart hat, ſich gerade nicht ein überwiegender Theil bey denen zeigt, welche im Beſitze eines großen Capitalſtoffes ſind, daß ſich unter ihnen gar nicht oft ein Mann findet, welcher den Sinn hätte, für das Gemeinwohl, für die Erhebung der Kultur in jeder Beziehung etwas Ausgezeichnetes

zu thun, große Unternehmungen einzuleiten oder zu unterſtützen, daß die meiſten einzig nur darauf bedacht zu ſeyn ſcheinen, ihren großen Haufen noch größer zu machen oder ihre Großmuth höchſtens gegen Hospitäler oder andere Anſtalten der Milde äußern, wo eine mäßige Wohlthätigkeit großes Geräuſch macht. Daher mag es auch wohl kommen, daß man dieſe äußerſt wichtige Claſſe von Staatsbürgern nicht genug zu beachten und zu würdigen, daß man ſie wohl gar für ſchädlich anzuſehen ſcheint und in die Anſprüche, die man allerdings auf ihre Hülfe zu machen berechtigt iſt, bisweilen gar etwas Härte bringt. Das ſcheint aber, ſelbſt wenn es wahr ſeyn ſollte, daß ſich bey der Mehrzahl der großen Capitaliſten nicht des öffentlichen Geiſtes genug befände, ein ſehr unrichtiger Geſichtspunkt zu ſeyn. Es treten nehmlich nicht ſelten Fälle ein, wo die Regierung zur Ausführung entſcheidender Unternehmungen eines anſehnlichen Capitals bedarf. Möge nun das Capital Zinſen, möge es große Zinſen koſten, wenn nur Leute im Staate da ſind, welche es zu der Zeit, wo es Noth thut, aufbringen können, und ſo ſcheinen dieſe Wucherer und Aufſparer von der Vorſehung gleichſam zu Schatzmeiſtern des Staats verdammt zu ſeyn. Die Habſucht, welche ſie peinigt, die Entbehrungen, durch welche ſie ſich den Genuß des Lebens verkümmern, die Demüthigungen, denen ſie ſich unterwerfen, ſind eigentlich nichts, als unwillkürliche Opfer, welche ſie dem allemeinen Wohl bringen. Welch ein weit größeres Uebel würde für den Staat entſtehen, wenn der Geiz aller dieſer Caſſenhalter auf einmahl in Verſchwendung überginge; auch müſſen ſie zuletzt ihre Schätze andern hinterlaſſen, und ſo kommen dieſe denn am Ende doch bisweilen an edle Männer, welche einen beſſern Gebrauch davon zu machen wiſſen, wie in einer gewiſſen Provinz, wo hochherzige Capitaliſten bey der geweſenen Continentalnoth die Hauptfabrication ihres Diſtricts durch die Unterſtützung, welche ſie ihr gewährten, zu er-

halten wußten, während in einem benachbarten Lande, wo es der Männer von großen Geldkräften weniger gab, und die, welche es gab, weniger Hochſinn hatten, dieſe Fabrication tief ſank und ihre Arbeiter an den Bettelſtab geriethen.

Wir richten jetzt unſere Aufmerkſamkeit auf eine zweyte Anſicht, auf die finanziellen Verhältniſſe der Regierung und die Eigenthümlichkeiten unſers Regentenſtammes. Lange Zeit beſtand der preußiſche Staat ohne Schulden und zwar unter manchen ungünſtigen Umſtänden; jetzt iſt er verſchuldet, aber nicht ſo tief als andre, und es dürfte wohl möglich ſeyn, ſeine Schulden völlig abzulöſen. Ehedem war der Verfaſſer der Meinung, daß für dieſen Zweck die Dankbarkeit desjenigen Staats, deſſen Bürger die Hauptgläubiger des preußiſchen ſind, in Anſpruch genommen werden könne und daß, wenn jener Staat wenigſtens einen großen Theil der von deſſen Bürgern entlehnten Summe übernähme, dies eine nicht unbillige Ausgleichung der Verdienſte ſeyn würde, die ſich beſonders unſer Volk um die Befreyung deſſelben erworben hat. Jetzt kann man darüber keine Meinung mehr haben; auch ſind die Anſprüche, welche man auf dieſe Dankbarkeit hätte machen können, kein ſo dringendes Bedürfniß mehr, indem das, was man von ihr hätte erwarten können, uns durch die Contribution von Frankreich geworden iſt. Durch ſie könnte der Wohlſtand unſerer Regierung wieder erlangt werden, und die Eigenthümlichkeit des Charakters unſers Regentenſtammes würde ihn zu erhalten und zu befeſtigen wiſſen. Dieſe beſteht nehmlich in der Frugalität, Sparſamkeit und Wirthſchaftlichkeit, durch welche ſich, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Regenten unſers Hauſes ausgezeichnet haben, ſo daß ſie unter die wenigen gehörten, welche das Princip eines Staatsſchatzes auszuführen im Stande waren. Man hat dieſes Princip in den neuern Zeiten ſehr getadelt und es läßt ſich

allerdings viel gegen daſſelbe einwenden; man muß es aber hauptſächlich aus dem Geſichtspunkte beurtheilen, daß es ein Präſervativ gegen das Schuldenmachen iſt, und durch dieſe wohlthätige Wirkung gleicht es alle Nachtheile aus, welche daraus nur immer entſtehen können. Man iſt noch einen Schritt weiter gegangen und hat die ſtrenge Oekonomie überhaupt getadelt, welche ehedem in unſerm Staatshaushalte Statt zu finden ſchien oder wirklich Statt fand, und man kann in einzelnen Fällen ſehr recht gehabt haben; allein es iſt hier zu bedenken, daß die Freygebigkeit einer Regierung eine ſehr problematiſche Tugend iſt, weil ſie auf fremde Koſten geſchieht, daß ſie leicht in Verſchwendung ausarten kann und daß die Folgen einer verſchwenderiſchen Staatsökonomie ungleich verderblicher ſind, als die, welche aus einer zu ſparſamen entſtehen können. Nimmt man nun alles zuſammen und kann man mit Gewißheit vorausſetzen, daß man alle Vortheile, über die man gebieten kann, wahrnehmen und benutzen werde; ſo kann man der feſten Ueberzeugung ſeyn, der preußiſche Staat könne in Abſicht ſeines Wohlſtandes wieder auf eine ſolche Stufe erhoben werden, daß er im Stande ſey, mit allen noch ſo großen und reichen dermahligen Staaten die Concurrenz zu beſtehen.

Dieſer Wohlſtand iſt nun die erſte Grundlage zu ſeiner Selbſtſtändigkeit; denn ein großer Theil der Wehrhaftigkeit eines Staats hängt von ſeinen Geldmitteln ab: einmal, weil die gegenwärtige Beſchaffenheit des Kriegsweſens einen ungeheuren Aufwand erfordert, ſo daß, unter übrigens gleichen Umſtänden, diejenige Nation, welche die Koſten eines Kriegs am leichteſten aufbringen und am längſten beſtreiten kann, ein entſcheidendes Uebergewicht gegen die übrigen behaupten muß; zweytens, weil eben dieſe gegenwärtige Beſchaffenheit des Kriegsweſens wenigſtens bey einem Theile der im Kriege handelnden Perſonen eine höhere Bil-

dung des Geiſtes und den Beſitz gewiſſer eigenthümlichen Kenntniſſe nöthig macht, die Bildung des Geiſtes aber erſt dann dringendes Bedürfniß eines ganzen Volkes oder des größern Theiles deſſelben, und die Vermehrung und Vervollkommnung der Anſtalten für jene Bildung erſt dann möglich wird, wenn die Nation zu einem höhern Wohlſtande gelangt iſt. Auf der andern Seite haben der Wohlſtand und eines der vorzüglichſten Mittel, zu ihm zu gelangen, die möglich größte Theilung der Arbeiten, eine ganz entgegengeſetzte Wirkung; ſie vermindern die Wehrhaftigkeit eines Staats. Denn wachſender Reichthum und Wohlſtand vermehren die Mittel zu einem natürlichen und künſtlichen Genuſſe und haben daher eine größere Genußliebe und Ueppigkeit zur Folge. Dieſe aber erzeugen Weichlichkeit, Erſchlaffung und wegen des durch die Menge erkünſtelter und nur allzubald nothwendig werdender Bedürfniſſe vermehrten Aufwandes einen Egoismus, welcher die edlern Gefühle einer wahren Vaterlandsliebe oft erſtickt, die Koſten zu unſinnigen Verſchwendungen durch einen verderblichen Wuchergeiſt aufzubringen ſucht und mitten im Ueberfluſſe eine künſtliche Armuth hervorbringt, die in Beziehung auf Bürgerſinn noch viel verderblichere Wirkungen veranlaßt, als die, welche eine Folge der wirklichen Armuth zu ſeyn pflegen. Wie aber die möglich größte Theilung der Arbeiten in der Fabrication die kriegeriſchen Eigenſchaften eines Volkes ſchwäche, iſt von Smith in ſeinem Werke vom Nationalreichthum ſo bündig aus einander geſetzt worden, daß es hier füglich übergangen werden kann. Um nun dieſem Mangel an Wehrhaftigkeit, der eine Folge theils des höhern Wohlſtandes einer Nation, theils des Bedürfniſſes einer großen Menge von Menſchen iſt, die bloß den unkriegeriſchen Geſchäften der Gewerbe, der Künſte und des Handels leben, abzuhelfen, hat man ſeit ein Paar Jahrhunderten einen beſondern Stand geſchaffen, und große, ſtehende, in allen krieges

riſchen Uebungen gewandte, jederzeit ſchlagfertige Heere aufgebracht und denjenigen Staat einen militäriſchen genannt, welcher eine verhältnißmäßig recht große Macht dieſer Art und einen recht großen Vorrath der mancherley Bedürfniſſe deſſelben beſaß. Dieſe Benennung iſt nicht ganz richtig und eine ſtehende Armee allein gewährt einem Staate keine hinlängliche Sicherheit. Den Perſern unter Cyrus konnte nichts widerſtehen, nicht, weil er eine ſtehende Armee hatte, ſondern weil der ganze Perſerſtamm kriegeriſch war, und als dieſer in ſpätern Zeiten weichlich wurde und üppig, half den Königen von Perſien ihr großes ſtehendes Heer nichts, ſie erlagen dem kriegeriſchen Volke der Griechen und ſpäter den Macedoniern. Die Römer zeichneten ſich in den Zeiten, da das ganze Volk kriegeriſch war, durch ihre Ueberlegenheit in den Waffen vor allen benachbarten Nationen aus, als aber der kriegeriſche Sinn in ihnen erloſchen und an deſſen Stelle Genußliebe und Schwelgerey getreten waren, da vermochten ihre großen ſtehenden Heere von Söldnern nicht, den undiſciplinirten, aber des Krieges gewohnten Barbaren zu widerſtehen. Wenn daher eine Nation lange im Frieden gelebt hat, ſo leiſtet bey einem ausbrechenden Kriege ihre ſtehende Armee Anfangs gewöhnlich nicht die Dienſte, die man von ihr erwartete; dauert der Krieg aber einige Zeit fort, ſo werden die Truppen je länger, deſto braver, und doch müſſen ſie zuletzt großen Theils aus neu ausgehobenen Soldaten beſtehen. Die Urſache iſt die, weil bey einem fortgehenden Kriege die ganze Nation einen kriegeriſchen Charakter annimmt; wenn ſie dieſen Charakter dagegen verliert, wenn ſie verweichlicht und erſchlafft, ſo verweichlicht und erſchlafft ihr ſtehendes Heer mit ihr. Die dieſem Heere einverleibten Eingebornen unterſcheiden ſich von den übrigen den Genuß und die Ruhe liebenden Bürgern nur durch die Uniform, und was ſich an kräftigen und kecken Soldaten unter

demſelben befindet, ſchränkt ſich großen Theils auf die Glücksritter ein, welche aus der Fremde gekommen ſind, und die keinen andern Ausweg geſehen haben, als den, ſich anwerben zu laſſen; es ſind gewöhnlich liederliche, aber muthige Burſchen. Soll alſo ein Staat vollkommne Wehrhaftigkeit beſitzen, als unerlaßliche Bedingung ſeiner Selbſtſtändigkeit; ſo iſt es nothwendig, der Verfaſſung deſſelben eine ſolche Form zu geben, daß, ohne die Beförderung des größtmöglichen Wohlſtandes und einer hohen Kultur des Geiſtes im mindeſten zu ſtören, kriegeriſcher Sinn der Nation und Fähigkeit, die Anſtrengungen eines Feldzuges zu beſtehen, eine unmittelbare Folge derſelben ſey, und beſonders wird dieß in einem ſolchen Staate Bedürfniß ſeyn, der eine Menge weit von dem Meere entfernter Provinzen beherrſcht, denen die natürlichen Anreizungen zur Beherztheit und Energie abgehen, welche in den großen Erſcheinungen des nahen Meeres und in den Unternehmungen und Geſchäften liegen, welche durch die Lage an der See nothwendig gemacht oder begünſtigt werden. Dieſe Form kann nun einzig und allein nur in der Art und Weiſe beſtehen, durch welche die wehrhafte Mannſchaft eines Staats zu deſſen Vertheidigung aufgebracht und geſchickt gemacht wird, und die Allgemeinheit der Verpflichtung, dem Staate als Krieger zu dienen, iſt die Grundlage oder — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — der Stoff zu dieſer Form. Dieſe Allgemeinheit der Verpflichtung zu dem Kriegsdienſte iſt eigentlich nichts anders, als das, was man unter allgemeiner Conſcription verſteht, ich wollte aber dieſen Ausdruck lieber umgehen, weil er trotz der Willigkeit, die unſer Volk bewieſen hat, ſich in die Reihen zu ſtellen, dennoch ein Gegenſtand großer Unruhe, beinahe, möchte ich ſagen, des Schreckens iſt. Ich hoffe jedoch, daß man ſich mit dem Ausdrucke ſowohl, als mit der Sache ſelbſt ausſöhnen werde, wenn man ſich überzeugt, daß es ſol-

che Bedingungen der Ausführung einer allgemeinen Conſcription gebe, welche die Nachtheile der gewöhnlichen Form derſelben nicht mit ſich führen und den Wünſchen der Regierung eben ſo entſprechen können, als denen des Volks.

Jeder geſunde Staatsbürger ſey alſo zum Kriegsdienſt verpflichtet und die Frage iſt nur: in welchem Alter fängt ſich dieſe Verpflichtung an, und in welchem hört ſie auf; wie lange dauert die Zeit, welche Jeder wirkliche Dienſte thun muß, und welche Art des Dienſtes müſſen die verſchiedenen, nach dem Alter oder einem andern Eintheilungsgrunde beſtimmten Claſſen der Dienſtpflichtigen leiſten? Hier ſind nun die Verhältniſſe ſehr zu unterſcheiden. Rückt ein feindliches Heer an, um den Staat zu vernichten, und iſt es demnach um die Erhaltung von Allem zu thun, ſo muß jedweder, der die Kraft dazu hat, weß Alters und Standes er auch ſey, ſich in Reihe und Glied ſtellen und keiner kann der Pflicht der Vertheidigung eher entbunden werden, als bis die drohende Vernichtung abgewendet iſt. Denn die Einwohner eines Staates befinden ſich in dieſem Falle in der nehmlichen Lage, in der die Einwohner einer Feſtung dann ſind, wenn der belagernde Feind keine Capitulation annehmen, ſondern durch Sturm eindringen will. Soll ich, heißt es hier, das äußerſte verſuchen, und alle Kräfte, auch die letzten, zu meiner Verteidigung aufbiethen, oder mich ruhig in meinem Hauſe erwürgen laſſen? Geſchieht das erſte, ſo iſt noch eine Möglichkeit der Rettung da, wenn auch ein wahrſcheinlicher und vielleicht ein beſchleunigter Tod; geſchieht das letzte, ſo iſt ein gewiſſer Tod und gewiſſer Verluſt von Allem die Folge, und ſo bleibt keine Wahl.

Eine ganz andre Bewandtniß hat die Sache, wenn bloß von der Vorbereitung auf einen möglichen Krieg, von dem beſtändigen Gefaßtſeyn auf eine kräftige Vertheidigung die Rede iſt. Ein Krieg wird aber entwe-

der um die Nationalehre, oder um die Integrität und Exiſtenz geführt; jedem von beyden gilt zwar jene Vorbereitung, aber hauptſächlich wird ſie auf den gewöhnlichen Fall angelegt ſeyn müſſen, auf den, daß für Integrität, Selbſtſtändigkeit und Exiſtenz gefochten wird. Wenn nun hier zuerſt die Frage iſt, in welchem Alter muß bei dieſer Vorbereitung der Staatsbürger zum Kriedsdienſt angezogen werden; ſo könnte man leicht veranlaßt worden, die Einrichtungen der Griechen und Römer zum Muſter zu nehmen; ich glaube aber nicht, daß dieß zuläſſig ſey, einmahl, weil wegen der ſüdlichern Lage ihrer Länder der Knabe früher zum Jüngling und Mann reifte, und alſo ein früheres Alter, als bey uns, des Kriegsdienſtes fähig ſeyn konnte — wiewohl in Lacedämon der junge Mann erſt in dem Alter von 20 Jahren, in Athen zwar nach zurückgelegtem achtzehnten Jahr zu dienen anfing, allein auf den Kriegsdienſt innerhalb der Grenzen des Staats eingeſchränkt war, und in Rom nur in den Nöthen des zweyten puniſchen Krieges zu einer Aushebung ſiebzehnjähriger und jüngerer Leute geſchritten wurde — zweytens, und dieß iſt das wichtigſte, weil die Lage der Staatsbürger Roms und Griechenlands weſentlich von der Lage unſrer Staatsbürger verſchieden war. Im Allgemeinen verhielt es ſich nehmlich in den alten Staaten ſo: die Einwohner derſelben theilten ſich in zwey Hauptclaſſen, in Freygeborne und Leibeigne. Die letztern vollzogen in dem Dienſte ihrer Herrn alle die Arbeiten, welche jetzt die Taglöhner, Bauern und Handwerker verrichten; ihr Herr, der Freygeborne, der allein den Nahmen und die Rechte eines Staatsbürgers hatte, beſaß gewöhnlich liegende Gründe, die ihm ſeinen Unterhalt gaben und welche durch ſeine Sklaven gebaut wurden; er hatte nicht nöthig, ſich die Kunſtfertigkeiten zu einem Gewerbe, von dem er ſich einſt nähren könnte, zu erwerben, und faßte bey ſeiner Bildung keine andre An-

ſicht, als die, ſich zum Dienſte des Staates, ſey es für die Geſchäfte des Friedens oder des Krieges, geſchickt zu machen, um in der Folge unentgeldlich Aemter zu übernehmen, wie die unſerer höhern Staatsbeamten. Er allein durfte die Waffen führen und fand ſich durch die Verpflichtung zum Kriegsdienſte weniger belaſtet, als geehrt; auch konnte er ohne Furcht, die Mittel zu ſeiner Erhaltung zu verlieren, in den Krieg ziehen und lange von Haus und Herd abweſend ſeyn. Nahm man aber in Zeiten großer Noth, und wenn es an einer hinreichenden Menge Freygeborner fehlte, Leibeigne mit in die Reihen; ſo waren auch dieſe nach beendigtem Kriege ihres Unterhaltes gewiß: entweder reichte ihnen dieſen ihr Herr, oder man belohnte ſie durch das Geſchenk der Freyheit und durch Ländereyen, die man ihnen in den eroberten Ländern anwies; und der Beſchaffenheit der damahligen Waffen wegen gab es weniger Invaliden, die in dem Grade, wie die unſrigen, verſtümmelt geweſen wären. Nimmt man nun noch dazu, daß die Gefangnen, welche man machte, Leibeigne der Sieger wurden, oder, im Fall man ſie losließ, ein Löſegeld zahlten, wofür man die zwey- und mehrfache Menge Sklaven kaufen konnte, ſo ſieht man, wie es möglich war, daß der vierte oder fünfte Theil der ganzen Volkszahl bisweilen in den Krieg ziehen konnte, ohne daß die nothwendigen Arbeiten daheim zu ſehr vernachläſſigt worden wären. Wie ganz anders iſt das jetzt! Nicht der funfzigſte Theil der ganzen Volkszahl kann, ohne daß der Wohlſtand eines Staats zu Grunde gerichtet wird, den mechaniſchen Arbeiten der producirenden Claſſe entzogen werden. Die Bedürfniſſe für den Krieg allein, welch eine weit größere Menge von Arbeit machen ſie nöthig? wir bedürfen einer weit größern Anzahl von Waffen, die rohen Materialien dazu erfordern eine viel ſorgfältigere und mühſamere Vorbereitung, eben ſo koſtet es mehr Arbeit, ihnen ihre künſtliche Form

zu geben, und wenn ehedem eine Menge verſchoßner Waffen aufgeleſen und wieder verbraucht werden konnte, ſo geht dagegen jetzt eine Menge theuern Kriegsmaterials unwiederbringlich verloren. Ferner ſind die Bedürfniſſe der niedrigen Claſſe der Einwohner weit vielfacher, als die, mit denen ehedem die Sklaven zu befriedigen waren; auch haben wir des Klima's wegen ſehr viele Dinge nöthig, an welche der griechiſche und römiſche Bewohner eines mildern Himmelsſtriches nicht denken durfte. So groß daher auch die Schwelgerey einzelner Reichen, ſo groß die Menge der Bedürfniſſe geweſen ſeyn mag, die zu ihrer Befriedigung nöthig war; ſo iſt doch, wenn man die ganze Maſſe aller, auch der kleinſten Bedürfniſſe, die jetzt einem geſitteten, beſonders nördlich wohnenden Volke, unter dem es keine Sklaven gibt, unentbehrlich geworden ſind, in Erwägung zieht, die Lage des Alterthums mit unſrer gegenwärtigen gar nicht in Vergleich zu bringen, und der Arbeit iſt unendlich mehr geworden, als ihrer ehedem nöthig war, um die ökonomiſche Lage der Geſammtbewohner der alten Staaten in ihrem Beſtande zu erhalten. Daher müſſen wir denn auch bey der Bildung der jungen, zu Staatsbürgern heranreifenden Welt eine ganz andere Richtung nehmen. Bis auf ſehr wenige Ausnahmen iſt jeder von uns auf die Arbeit ſeiner Hände und ſeines Kopfes angewieſen, faſt jeder von uns muß daher ein Gewerbe, eine Kunſt, irgend ein Fach gründlich verſtehen, um ſich und ſeine Familie zu ernähren, jeder ſteht als freyer Mann für ſich ſelbſt, auf ſich ſelbſt angewieſen, unabhängig, aber auch nicht unterſtützt von einem Herrn, deſſen Gehöriger er iſt, da, und das liegt ſo tief in der Weſenheit der Staaten unſerer gebildeten Völker, daß ſo wie nur ein Fünftheil der Staatsbürger an Arbeitſamkeit, an die Uebung einer Kunſt oder Wiſſenſchaft nicht gewöhnt, oder davon entbunden wäre, es ſehr übel mit dem Wohlſtande eines

Volks und ſonach auch mit dem der Regierung, welcher ſeine Quelle in jenem hat, ſtehen würde. Es iſt daher bey der Ausführung einer allgemeinen Conſcription die erſte und wichtigſte Rückſicht darauf zu nehmen, daß jedem jungen Manne die gehörige Zeit gelaſſen werde, ſich eines Gewerbes, einer Kunſt, einer Wiſſenſchaft dergeſtalt Meiſter zu machen, daß er im Stande ſey, durch das, was er weiß und übt, ſein Auskommen zu gewinnen. Nun findet aber bey dieſer Vorbereitung ein großer Unterſchied Statt. Manches Gewerbe, z. E. das eines Tagelöhners, bedarf nur weniger Handgriffe, die bald gelernt ſind; ein andres macht eine lange Uebung, und, ſteht es mit eigentlicher Kunſt und Wiſſenſchaft in Beziehung, ein tiefes, langes Studium nöthig. Daraus folgt, daß ſich nicht füglich ein allgemeines Regulativ über das Alter werde beſtimmen laſſen, in welchem jeder junge Mann zum Kriegsdienſt angezogen werden könne, wohl zu merken, daß hier vom Staate im Ruheſtande die Rede iſt; höchſtens wird ſich das Alter beſtimmen laſſen, unter welchem dieß im Allgemeinen nicht geſchehen dürfe, und dazu würde ich das zurückgelegte zwanzigſte Jahr, bey denen aber, welche ſich einer Wiſſenſchaft oder höhern Kunſt widmen, gar noch um zwey Jahre höheres Alter annehmen, jedoch mit der Ausnahme, daß ſolche junge Leute, welche eine ausgezeichnete Neigung und Fähigkeit für die kriegeriſche Laufbahn verrathen, in einem frühern Alter beſonders für den Artilleriedienſt und das Ingenieurweſen angezogen würden und eine ganz militäriſche Bildung und Richtung erhielten. Die Gründe aber, welche mich für jene allgemeine Feſtſetzung des Alters beſtimmen, ſind folgende: 1) Erſt in dem angegebnen Alter hat ein junger Mann ſein volles Wachsthum und die nöthige Körperkraft, um Strapazen jeder Art, ohne daß ſeine körperliche Ausbildung leidet, ja wohl gar zu ihrer Beförderung ertragen zu können;

auch ſind in dieſem Alter Ausſchweifungen, zu denen das militäriſche Leben leicht Veranlaſſung geben kann, nicht mehr von dem zerſtörenden Einfluſſe, den ſie in frühern Jahren haben. 2) Der Charakter des jungen Mannes kann in dieſem Alter diejenige Beſtimmtheit und Feſtigkeit erlangt haben, die er haben muß, um die Selbſtſtändigkeit zu behaupten, die man ihm gibt, wenn man ihn zum Soldaten und als ſolchen zu einem activen Staatsbürger macht. So wie er nämlich in ſein Regiment eintritt, wird er der Obhut ſeiner Aeltern entzogen, und ſey die militäriſche Zucht, ſey die Aufſicht, die ſein Vorgeſetzter über ihn führt, noch ſo ſtrenge, ſo ſchränkt ſie ſich doch großen Theils nur auf das äußere Verhalten ein und iſt mit der moraliſchen Leitung der Aeltern oder des Lehrherrn nicht zu vergleichen, welche ihren Sohn oder Lehrling unabläſſig beobachten und ihn in einer Abhängigkeit erhalten, die in vielen Beziehungen weit größer iſt, als die Unterwürfigkeit, in welcher er als Soldat ſteht. Als ſolcher wird er gleichſam für majorenn erklärt, nur derjenige Theil der Majorennität fehlt ihm noch, den ihm das Geſetz in einem viel ſpätern Alter zugeſteht, die Freyheit, über ſein ererbtes Vermögen zu verfügen, und inſofern ſcheint die Beſtimmung einer zu frühen Dienſtzeit ſelbſt mit unſern geſetzlichen Einrichtungen im Widerſpruche zu ſtehen. 3) In dem angenommenen Alter können wenigſtens viele eine gründliche Kenntniß des Gewerbes beſitzen, durch welches ſie ſich dereinſt nicht allein die Mittel zu ihrem Unterhalt verdienen, ſondern auch als Mitglieder der producirenden Claſſe an der Aufbringung der einem policirten Staate unbedingt nothwendigen Bedürfniſſe kräftigen Theil nehmen können, ſo daß ein unüberſehbares Unglück für den Staat entſtehen, ſein Wohlſtand und ſeine Kultur in ihren Grundfeſten erſchüttert werden würden, wenn alle jungen Leute gerade zu der Zeit den Gewerben entzogen werden ſollten,

wo ihre Organe und Gliedmaßen am bildſamſten für Kunſtfertigkeiten jeder Art ſind, und dieſe noch keinesweges in derjenigen Vollkommenheit erworben ſeyn können, die zu einem glücklichen Betriebe ihres Erwerbzweiges gehört. Im Gegentheil würde es unter gewiſſen Bedingungen vortheilhaft ſeyn, wenn die durch unverdächtige Zeugniſſe erwieſene Geſchicklichkeit eines Mannes in dem Fache, für welches er ſich beſtimmt hat, ſeine Würdigkeit für den Kriegsdienſt und die Zeit entſchiede, wo er zu demſelben zugelaſſen würde. Es iſt aber endlich 4) nothwendig, daß ein Menſch mit einer gründlichen Kenntniß ſeines Fachs auch Arbeitſamkeit und Aſſiduität oder Beharrlichkeit und Unermüdlichkeit in den kleinen mechaniſchen Geſchäften ſeines Berufs verbinde. An dieſe aber muß ein Menſch ſehr früh gewöhnt werden, und die Anwendung ſeiner Zeit vom funfzehnten bis zum zwanzigſten Jahre iſt es hauptſächlich, welche über dieſe für den Erwerbsbetrieb und ſonach für den Wohlſtand der Bürger eines Staats ſo unbedingt nothwendige Eigenſchaften entſcheidet. Auf dieſen Punkt iſt daher bey einer allgemeinen Conſcription eine ganz vorzügliche Rückſicht zu nehmen, da das Soldatenleben in mehr als einer Beziehung der Erwerbung dieſer Eigenſchaft nachtheilig iſt. So viel Aufmerkſamkeit nehmlich der kleine Dienſt eines Soldaten auch erfordern mag, ſo fehlt doch viel dazu, daß er die Zeit ſo ausfülle, wie die Geſchäfte irgend eines andern bürgerlichen Berufs; manche ſeiner Beſchäftigungen ſind überdieß von der Art, daß ſie die Ertragung der langen Weile und die Gewöhnung an ſie — welches doch offenbar nicht zur Arbeitſamkeit führt — zur nothwendigen Folge haben; endlich iſt mit dem Soldatenleben, trotz aller Pünktlichkeit im Dienſte, doch eine gewiſſe Unſtätigkeit verbunden, welche der Aſſiduität, der Fixirung der Aufmerkſamkeit auf ein langes, fortgehendes Geſchäft ungemeinen Abbruch thut.

Die in Nummer 3. und 4. angeführten Gründe für meine Feſtſtellung des Alters, in welchem der junge Mann zum Kriegsdienſte angezogen werden könne, entſcheiden zugleich die Beantwortung der Frage, wie lange in den Zeiten der Ruhe die Dienſtzeit dauern ſolle. Ich würde es nicht rathſam finden, ſie über Ein Jahr auszudehnen, ſo daß, wenn ein Jahr vorüber wäre, der junge Mann wieder in ſeine bürgerlichen Verhältniſſe zurückträte. Eine längere Zeit der Unterbrechung und einer Unterbrechung dieſer Art würde ihn nehmlich zu ſehr aus dem Zuſammenhange der Hauptbeſchäftigung bringen, auf welche er ausſchließlich angewieſen iſt, und würde insbeſondere Leute aus den niedrigſten Ständen der ſchweren Arbeit, die ſie vollziehen müſſen, und die ihnen nicht mehr Genuß gewährt, als ſie ſich durch den Sold und die Naturalleiſtungen, die ihnen werden, verſchaffen können, abgeneigt und zu unzufriednen, untauglichen Arbeitsleuten machen. Dieſer nachtheiligen Wirkung aber noch mehr vorzubeugen, ſey das Dienſtjahr ein recht eigentliches militäriſches Arbeitsjahr. Das Exercieren ſelbſt wird aus Gründen, welche ich unten entwickle, nicht zu viele Zeit wegnehmen, und es wird davon deſto mehr zu andern Uebungen, die den Krieger bilden, übrig bleiben. Ich ſtelle mir nehmlich vor, daß die jedes Jahr dienſtthuende Mannſchaft in beſtändiger Bewegung iſt, nicht in Caſernen und Garniſonen müßig liegt, oder höchſtens auf ein halbtägiges Exercieren und Manövriren eingeſchränkt, ſondern beſtändig mit einer Menge von Uebungen beſchäftigt wird, welche in der Natur des militäriſchen Lebens liegen. Dahin gehört das Marſchiren nicht allein bey Tage, ſondern bisweilen auch in der Nacht, das Laufen im Trott auf gewiſſe Strecken, das Beſteigen jäher Anhöhen, das Springen über Gräben, das Tragen verhältnißmäßiger Laſten bey dem Marſch; auch das Bivouacquiren würde ich dahin rechnen, wenn es ſo eingerichtet werden könnte, daß es nicht drückend und

verheerend für das Land würde. Ueberhaupt laſſen ſich eine Menge Uebungen denken, die, wenn ſie ſich auch der Natur von Spielen nähern ſollten, doch geeignet ſeyn würden, den jungen Krieger zu kräftigen und in einer fortgehenden, ſelbſt angenehmen Thätigkeit zu erhalten. Er werde aber auch anderweitig abgehärtet, lerne mit einer geringen Koſt, mit einem ſchlechten Lager zufrieden ſeyn, Regen und Schneegeſtöber, Kälte und Hitze, ſelbſt Hunger und Durſt ertragen und gewöhne ſich überhaupt an eine recht große Genügſamkeit und Bedürfnißloſigkeit. Unter dieſen Bedingungen würde es denn möglich ſeyn, daß, ohne zu große Beläſtigung des Bürgers und Landmanns und ohne zu große Störung der Gewerbe jeder Art überhaupt, die jedes Jahr dienſtthuende Mannſchaft einen großen Theil der Monarchie durchzöge, und ich bin geneigt, dieß für ein ganz vorzügliches Mittel anzuſehen, theils um beſonders die jungen Männer aus den niedrigen Ständen durch das viele Neue, welches ihre Aufmerkſamkeit anregt, zu bilden, theils die durch manche Eigenthümlichkeiten, ſowohl des Charakters, als der beſondern Verfaſſung ſich von einander abſondernden Stämme der Monarchie mit einander bekannt zu machen, ſie in eine nähere Beziehung und innigere Verbindung zu bringen, und ohne ſtarre Einförmigkeit eine Einheit hervorzubringen, in welcher die Bürger der Monarchie zu einer großen, feſt an einander haltenden, Familie verſchmelzen würden. Gleicher Weiſe würde unter jenen Bedingungen Ein Jahr der Unterbrechung der Geſchäfte des beſondern Berufs nicht nur von keinem nachtheiligen Einfluſſe auf die Tauglichkeit des jungen Mannes für die Induſtrie des friedlichen, bürgerlichen Lebens ſeyn, ſondern dieſe Tauglichkeit noch erhöhen, es würde ſeine Erziehung gleichſam vollenden, bey dem Handwerker die Wanderjahre erſetzen — wie denn einem ſolchen unbenommen bleiben kann, ſich an den Orten, wohin er kommt,

von der Eigenthümlichkeit, mit der dort ſein Gewerbe betrieben wird, zu unterrichten — bey dem Kaufmanne einen Theil der Zeit ausfüllen, die er ſonſt auf zweckmäßige Reiſen verwendet, bey dem Gelehrten aber vielleicht jener Einſeitigkeit und Unbeholfenheit ſteuern, welche eine ſehr gewöhnliche Folge eines bloß idealiſchen oder auch bisweilen ſehr realen Lebens in einer unidealiſchen Buchſtabenwelt iſt.

Ganz andre Verhältniſſe dürften ſich ergeben, wenn die Dienſtzeit auf mehrere Jahre — z. E. auf drei — ausgedehnt würde. Dann würden die meiſten von denen, welche aus dem militäriſchen Leben in das bürgerliche zurückträten, nur zu wenigen Gewerben, nehmlich denen, welche nur wenige Kunſtgriffe, bloß geſunden Menſchenverſtand und guten Willen erfordern, tauglich, und für alle übrigen, beſonders diejenigen, zu welchen eine große Aſſiduität gehört, verloren, ſie würden nicht viel beſſer, als halbe Invaliden ſeyn. Man beunruhige ſich jedoch über die Folgen einer ſolchen Einrichtung nicht zu ſehr; denn eine kurze Erfahrung würde zeigen, daß ſie — unter der Bedingung einer wirklich allgemeinen Conſcription — nicht ausführbar ſey. Nach Florencourts allgemeiner Sterblichkeitsordnung befinden ſich nehmlich unter 294,294 Lebenden 4987 Perſonen von zwanzig Jahren. Nimmt man nun aus dieſen zwanzigjährigen Perſonen 2400 von körperlichen Gebrechen freye, geſunde Perſonen männlichen Geſchlechtes an; ſo beträgt dieß auf eine Million Einwohner über 8150 Mannsperſonen von zwanzig Jahren. Enthielte demnach ein Staat elf Millionen Menſchen, ſo ergeben ſich 89,650 Mannsperſonen von jenem Alter; würden dieſe alſo ausgehoben und auf drey Jahre zum Dienſte angezogen, ſo ergäbe ſich eine dienſtthuende Armee von 268,950 Mann, und rechnete man nun noch eine ſtehende Armee von nur 32,000 Mann, ſo käme eine Maſſe von 300,000 zuſammen; man würde

dann bald gewahr werden, daß eine ſolche Einrichtung mit den übrigen Bedingungen der Wohlfahrt eines Staats nicht vereinbar wäre. Weit gefehlt alſo, daß man bey derſelben beharren ſollte, würde man vielmehr einſehen, daß noch Raum genug für manche nothwendigen Ausnahmen bliebe, durch welche die Allgemeinheit der Conſcription einzuſchränken Pflicht wäre. Solche Ausnahmen würden in den Fällen Statt finden, wenn ein Mann von waffenfähigem Alter, der einzige Verſorger einer Familie, der Vorſteher eines großen Hausweſens, einer Fabrik, einer Landwirthſchaft wäre, oder durch eine glückliche Verheirathung die gewiſſe Ausſicht dazu hätte, oder ein ungewöhnliches Talent für eine Kunſt, Wiſſenſchaft, ja auch nur für ein mechaniſches Gewerbe beſäße. Alle dieſe Fälle verdienen berückſichtigt zu werden, und was beſonders den letzten betrifft, ſo iſt er von einer vorzüglichen Bedeutſamkeit. Denn Menſchen, welche ein ausgezeichnetes Talent für irgend einen Gegenſtand haben, welcher der Beachtung würdig iſt, ſind für einen Staat von nicht minderm Werthe, als Goldadern und andre natürliche Güter. Solche Menſchen ſind die Koryphäen ihres Fachs, von ihnen hängen die Verbeſſerungen und Fortſchritte in den Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft ab, und wenngleich der Einfluß und das Verdienſt der Talente im militäriſchen und gelehrten Fache gewöhnlich beſonders vorleuchten, ſo ſind ſie doch in allen übrigen nicht minder groß, ſo daß eine weiſe Regierung mit den Menſchen, die ſich durch ſolche Fähigkeiten auszeichnen, nicht ſchön genug thun kann.

Laſſet uns nun alles bisher geſagte noch einmahl zuſammenfaſſen. Die jungen Männer, welche ausgezeichnete Talente und Neigung für den Kriegsſtand haben, werden in dem Alter, in welchem ſich darüber entſcheiden läßt, ganz für den Kriegsſtand gebildet; die übrigen werden nicht eher zur Vorbereitung auf den

Dienſt für die wirkliche Gefahr angezogen, als bis ſie des bürgerlichen Faches, dem ſie ſich ausſchließlich widmen wollen, kundig ſind und ſich an die Arbeitſamkeit und Aſſiduität gewöhnt haben, welche ein nothwendiges Erforderniß zur kräftigen Betreibung jedes bürgerlichen Erwerbzweiges iſt. Alle geſunden Männer ſind zum Kriegsdienſt verpflichtet, man macht aber, wenn nicht ein wirklicher Krieg und ein Vernichtungskrieg geführt wird, von der Allgemeinheit dieſer Verpflichtung in den angeführten Fällen Ausnahmen und ſchränkt die Dienſtzeit auf ein Jahr ein, wiewohl man eigentlich den Nahmen Dienſt hier nicht brauchen kann, ſondern bloß von Vorbereitung auf den Dienſt ſprechen muß, indem der wirkliche Dienſt erſt im Falle eines Krieges eintritt.

Was nun die übrigen Einrichtungen betrifft, ſo würden vielleicht folgende Anſichten Aufmerkſamkeit verdienen. Es gibt auch im Ruheſtande des Staats eine ſtehende Armee in demſelben, welche aus Männern beſteht, deren ganzer Beruf ein militäriſches Leben iſt. Sie dienen ſo lange, als es ihre Kräfte nur erlauben — denn das Eins und Eins kann über die Dienſtfähigkeit nicht entſcheiden, indem es Greiſe von 30 und Jünglinge von 60 Jahren gibt — und es werden Anordnungen getroffen, diejenigen gut zu verſorgen, welche ihrer Kraftloſigkeit wegen die Functionen ihres Amtes nicht mehr zu verwalten vermögen. Die Nothwendigkeit einer ſolchen ſtehenden Armee zu beweiſen, iſt unnöthig, weil darüber nichts beſſers geſagt werden kann, als man in Smiths angeführtem Werke darüber finden. Ihre Stärke aber werde hauptſächlich nach den Geldkräften des Staats berechnet, ſo daß nicht allein ihre Beſoldung und Ausrüſtung bequem beſtritten werden könne, ſondern auch noch genug übrig bleibe, um die Invaliden vor jedem Mangel zu ſchützen. Der Ausdruck Gnadenthaler, den man einem Menſchen gibt,

der im Dienſt des Vaterlandes verſtümmelt oder in der Vorbereitung auf denſelben um jeden bürgerlichen Erwerb gebracht worden iſt, hat etwas empörendes. In jener ſtehenden Armee aber würde ich drey Theile unterſcheiden: 1) die Garde des Königs, von welcher der Generalſtab das Centrum wäre; 2) die Artillerie, das Corps de Genie und andre Theile des Heers, welche nur aus Männern beſtehen können, welche beſtimmte Kenntniſſe und über das gewöhnliche Exercieren hinausgehende Kunſtfertigkeiten haben müſſen, wie z. E. die Minirer, Pionniers u. ſ. w.; 3) den Stamm der großen Armee, die im Fall eines wirklichen Kriegs aufgeboten wird. Der Stoff zu dieſer Armee iſt die ganze waffenfähige und in den Waffen ſchon geübte Maſſe des Volks, welche ich wieder in zwey Haupttheile ſondern würde. Die eine beſteht aus denen, welche Kräfte genug haben, und in einer ſolchen Lage ſind, daß ſie, ohne daß die innere, durch die Fortſtellung der Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften bedingte Wohlfahrt des Staats zu ſehr gefährdet würde, abkommen können, um dem Feinde im Felde gegenüber zu treten und ihn bis in die Mitte ſeiner Heimath zu verfolgen; die andere enthält diejenigen, welche vermöge ihrer Körperkraft oder ihrer bürgerlichen Verhältniſſe geeignet ſind, die Ordnung im Innern zu erhalten, den einheimiſchen Heerd, gegen Streifcorps zu vertheidigen und dem ins Land rückenden Feind überhaupt allen möglichen Abbruch zu thun. Den erſten Haupttheil wollen wir die Landwehr, den zweyten den Landſturm nennen; beide unterſcheiden ſich durch die Art des Dienſtes, den ſie leiſten müſſen; wogegen der Gegenſatz zwiſchen Landwehr und Linientruppen völlig unſtatthaft zu ſeyn ſcheint. Denn ob der Mann, welcher das Vaterland im Felde auch über deſſen Grenzen hinaus vertheidigt, durch eine Contribution, welche die Bürger der Regierung geben und dieſe wiederum dem Vertheidiger verabreicht, geklei-

det und ernährt wird, oder ob er ſein Auskommen unmittelbar von den Bürgern ſelbſt erhält; ob er eine Mütze mit dem Kreuz und eine Litefka trägt, oder einen Tzſchako und die ſtattlichere Uniform eines Linienregiments, das macht wahrhaftig keinen genetiſchen Unterſchied und der Gegenſatz, den man, eben zu Ehren und Gunſten der Landwehr, zwiſchen dieſer und den Linientruppen macht, iſt inſofern nachtheilig, als er im Fall eines wirklichen Krieges, die Aushebung nach den Geſetzen einer allgemeinen Conſcription äußerſt verhaßt machen muß.

Ich werde mir ferner das ganze Land, Behufs der allgemeinen Conſcription, in gewiſſe Bezirke (Cantons) getheilt denken, wovon jeder ein Infanterieregiment und eine verhältnißmäßige Anzahl von Männern für die übrigen Truppengattungen ſtellte. Es würde aber bey dieſer Eintheilung des Landes keineswegs allein auf die Bevölkerung Rückſicht zu nehmen ſeyn, ſondern auch auf die Natur des Gewerbes, welches in jedem beſondern Theile des Landes den Hauptzweig der dort Statt findenden Induſtrie ausmachte, indem z. E. ein hauptſächlich von Bergleuten, Manufacturiſten, Kaufleuten bewohnter Diſtrict ohne großen Nachtheil für die ökonomiſchen, ganz vorzüglich zu berückſichtigenden, Verhältniſſe eines Staats nicht eine ſo große Mannſchaft für das Herr ſtellen kann, als ein andrer, in welchem der Hauptbetrieb im Ackerbau oder überhaupt in einem Gewerbe beſteht, deſſen mechaniſche Fertigkeiten nicht zu ſchwierig ſind, wogegen er wieder deſto mehr für die übrigen Nothwendigkeiten eines Krieges zu leiſten im Stande iſt, als wodurch die nachtheilige Stellung, in welcher ſonſt ein Diſtrict der letzten Art ſich befinden würde, wieder ausgeglichen und eine gleichmäßige Vertheilung der Laſten und Opfer bewirkt wird. Es würde alſo hier für einzelne Bezirke gerade das nehmliche Statt finden, was für ganze Staaten gilt, indem z.

E. ein Handels- und Manufacturſtaat, wie England, nicht im Stande iſt, auf gleiche Theile der Bevölkerung eine eben ſo große Menge von Kriegern aus ſeinem Innern aufzubringen, als ein hauptſächlich Ackerbau und die davon zunächſt abhängenden Gewerbe treibender Staat, wie Rußland. Die Hälfte jedes — oder mehr oder weniger, denn ich getraue mich nicht, darüber zu entſcheiden — von einem Canton zu ſtellenden Regiments würde dem ſtehenden Heere einverleibt und bildete den beſondern Stamm dieſes Regiments, von welchem ein Theil das Geſchäft der Einübung der jedes Jahr für daſſelbe neu auszuhebenden zweyten Hälfte übernähme. In dieſer zweyten, nur auf ein Jahr der Vorbereitung zum Dienſte verflichteten und nicht zu Kriegern von Metier beſtimmten Hälfte würde es aber gewiß nie an ſolchen Männern fehlen, welche, weil ſie Geſchmack an militäriſchem Leben fänden, nach geendigtem Vorbereitungsjahre zu bleiben und dem Stamme ihers Regimens einverleibt zu werden wünſchten; durch dieſe würde die Ergänzung des ſtehenden Heeres erfolgen und ſo würde man jedes in der Maſſe des Volks befindliche, für den Krieg beſonders geeignete Talent für die ſtehende Armee gewinnen und dieſe würde aus lauter freywilligen, kräftigen, aus Luſt und Liebe dienenden, und alſo deſto zuverläſſigern Männern beſtehen. Höbe man nun von dieſen wiederum diejenigen, welche ſich durch ihre Fähigkeit, Kenntniſſe und ihre ſittliche Aufführung ganz vorzüglich auszeichneten, für die königliche Garde aus; ſo müßte die Garde ein herrliches Corps und ganz das werden, was die Doryphoren für die macedoniſchen Könige wurden.

Bräche nun ein Krieg aus, ſo würde der Stamm eines jeglichen Regiments durch die Einziehung der bereits eingeübten Mannſchaft zu einem vollzähligen Regimente gebildet, und dieſes würde auch, wenn die Umſtände eine größere Armee nöthig machten, erweitert wer-

den können. Indem aber auf dieſe Weiſe die in einem Kriege neu zutretenden in das Gremium ihrer bloß dem Kriege lebenden Waffenbrüder aufgenommen würden, würden ſie in dieſen die nöthigen Vorbilder finden und das Nachtheilige würde umgangen, welches im Anfange eines Krieges bey den erſten Gefechten faſt unvermeidlich iſt, wenn ganz neue Regimenter aus Männern gebildet werden, die vorher, wenn auch nicht alle, doch der überwiegenden Mehrzahl nach, den friedlichen Beſchäftigungen eines bürgerlichen Berufes gelebt haben, und hierdurch möchte ſich die vorgeſchlagne Einrichtung vorzüglich empfehlen. Man wende nicht ein, daß doch in dem ſo eben geendigten Kriege ſich die nur aus ſolchen neuen Regimentern beſtehende Landwehr ausgezeichnet geſchlagen habe; ich gebe es zu und halte es für Undankbarkeit und Ungerechtigkeit, wenn man ihr nicht gleiche Verdienſte, als den Linientruppen zugeſtehen will; allein dieſer Krieg war von einer eignen, die Kraft ganz beſonders aufregenden, Natur; in ihm waltete ein bis zur größten Höhe geſteigertes Gefühl der Rache und eine durch ſolche Umſtände erzeugte Begeiſterung, die ſich, zum Heil der Welt, nur ſelten ereignen; auch haben mir Augenzeugen verſichert, daß in den erſten Anfängen der erſten Gefechte es ſich doch bisweilen zeigte, daß man neue Soldaten anführe, welche das Feuer noch nicht empfunden hatten, bis der Tumult und die Hitze des Treffens den in dem Volke tief liegenden Unmuth und Groll zum Affect der Wuth entflammten, welcher manchen zu einem Helden machte, in welchem man vorher die Anlage dazu nicht geahnet hätte.

Kleinlich wird vielleicht der Vorſchlag erſcheinen, daß die ſolchergeſtalt aufgebrachten Regimenter ihren Namen von den Cantons, die Bataillons, Escadrons, Compagnien den ihrigen von den Unterbezirken der Cantons erhalten und nicht numerirt werden möchten; ich glaube ihn jedoch rechtfertigen zu können. Wenn mich

nehmlich nicht alles täuſcht — und die Geſchichte, be-
ſonders die des Blüthenalters des griechiſchen Volks ſpricht
für mich — ſo würde daraus ein ungemeiner Wetteifer
unter den einzelnen Heeresabtheilungen entſtehen, nicht
allein ſich durch Muth, ſondern auch durch ein übri-
gens edles Benehmen auszuzeichnen, ja die Individuen
würden ſich gegenſeitig zu übertreffen ſuchen, weil ſie
wüßten, daß ihre Vaterſtadt davon Kunde erhalten
würde, und weil das Bekanntwerden des Werthes, den
man als Mann hat, uns gerade da am ſchmeichelhafte-
ſten und ermunterndſten iſt, wo man als Kind und
Jüngling gelebt hat. Dagegen hat das Bezeichnen der
Regimenter nach Nummern oder nach ſogenannten In-
habern etwas erniedrigendes und ſklaviſches, es erleich-
tert dem Oberbefehlshaber vielleicht die Ueberſicht und
das Commando — und inſofern könnten beyde Bezeich-
nungen vereinigt werden — allein es liegt darin nicht
das ſo eben angeführte erweckliche, begeiſternde, was
die vorgeſchlagne Bezeichnung haben könnte, und das wird
recht einleuchtend, wenn man ſich vorſtellt, daß in Eu-
ropa die Einrichtung getroffen würde, die Nationen
und Staaten zu numeriren. Würden wir Preußen
dann wohl zufrieden ſeyn, wenn wir, ſtatt Preußen
genannt zu werden, durch Numero vier bezeichnet wer-
den ſollten; würde dieſe Bezeichnung das Erhebende
für uns haben, welche die eines Preußen uns gewährt?
Es liegt ferner in dem Weſen der hier angenommenen
Form einer allgemeinen Conſcription, daß nicht nur die
Mannſchaft, durch welche im Fall eines Krieges das
ſtehende Heer ergänzt wird, auf Koſten der Gemeinhei-
ten, welche dieſelbe ſtellen, gekleidet wird, ſondern daß
auch die, welche im Felde invalide geworden ſind, ſo
wie die Witwen und Waiſen der Gebliebenen von den
Gemeinheiten verſorgt werden. Bringt man nun die Ehre
der Gemeinheiten in eine möglichſt nahe Beziehung mit
der Ehre der von ihnen geſtellten Mannſchaft — und

das kann durch jene Bezeichnung geſchehen — ſo wird zugleich von dem Benehmen der Krieger im Felde, wenn auch nicht die größere Unterſtützung, doch die größere Willigkeit, ihnen oder den Ihrigen dieſelbe zu leiſten, abhängig gemacht. Wenn aber auf dieſe Weiſe den Gemeinheiten eine größere Anſtrengung ihrer Geldkräfte zugemuthet wird, als wenn man den Krieg bloß, wie ſonſt, mit einem ſtehenden Heere führt; ſo iſt es ganz natürlich, daß dafür den Gemeinheiten durch Verminderung andrer Auflagen und Laſten eine Erleichterung gewährt, ſo wie auch dafür geſorgt werden muß, daß die Laſt möglichſt gleich vertheilt, nicht ein Diſtrict über Gebühr angezogen werde, während ein andrer wenig und nichts zu tragen hat, wie es z. E. der Fall ſeyn würde, wenn ein Bezirk, deſſen Mannſchaft einen unverhältnißmäßig großen Verluſt erlitten hätte, die Verpflegung der Invaliden oder der Hinterlaßnen der Gebliebenen allein übernehmen müßte, indeß ein andrer, deſſen Mannſchaft wenig gelitten hätte, nur für wenige zu ſorgen hätte.

Täuſche ich mich nun nicht, ſo würden die Wirkungen einer allgemeinen Conſcription dieſer Form folgende ſeyn. Jeder Vater würde, bey der wahrſcheinlichen Ausſicht, die er hätte, ſeinen Sohn ein Jahr lang den militäriſchen Anſtrengungen ausſetzen zu müſſen, darauf denken, die Verweichlichung deſſelben möglichſt zu verhüten, ihn gegen die Eindrücke der Witterung abzuhärten, ihn nicht an zu gute Koſt, an ein zu weiches Lager zu gewöhnen und ſeine körperlichen Kräfte möglichſt zu ſtärken, zu üben und auszubilden. Um ihn nicht der Ungeduld eines vielleicht rauhen Lehrmeiſters im Exercieren Preis zu geben, würde er ihn früh genug die dazu nöthigen Vorübungen machen laſſen, durch welche ihm das Erlernen der militäriſchen Exercitien leicht gemacht werden könnte. Rückte aber die Zeit heran, wo der Sohn ſein Vorbereitungsjahr zum Dienſte antreten

müßte, ſo würde er im Stande ſeyn, manche Erſparun-gen zu machen, die Anſchaffung neuer Kleidungsſtücke darauf zu berechnen; er würde früh genug und, wie man ſagt, mit Rath die benöthigten Waffen in gehö-riger Güte anſchaffen und alle Nothwendigkeiten für das militäriſche Uebungsjahr nicht allein in größerer Güte, ſondern auch mit weniger Koſten aufbringen können, als er ſie aus den Händen eines Liferanten annehmen müß-te, der gewöhnlich mehr auf ſeinen Vortheil, als auf den des Empfängers ſieht. Endlich würde der Vater die größte Sorgfalt darauf richten, daß ſein Sohn theils überhaupt, theils insbeſondere für das bürgerliche Fach, für welches er ſich entſchieden hat, vor dem An-tritt des militäriſchen Uebungsjahrs ſo vollkommen als möglich gebildet wäre, um nach zurückgelegtem Dienſte ſein Fortkommen finden zu können.

Was aber den erſten Punkt, die Stärkung, Uebung und Ausbildung der körperlichen Kräfte betrifft, ſo hat man zwar ſchon angefangen, durch öffentliche Veranſtaltungen, die ſogenannten Turnübungen, dafür zu ſorgen, und man hat dieſe ſo zweckmäßig gefunden, daß man ſie, wenn man öffentlichen Nachrichten glauben darf, ſogar ſchon auf das weibliche Geſchlecht auszudehnen verſucht hat. Es wäre jedoch möglich, daß ſie nicht die allge-meine Billigung erhielten; auch ſcheinen ſie auf einer Seite zu viel, auf der andern zu wenig zu leiſten und überhaupt manchen Zweifel über die Zweckmäßigkeit ih-rer Form zuzulaſſen. Sie nehmen fürs erſte einen großen Theil des Publicums, auch des gebildeten, da-durch wider ſich ein, daß viele derſelben ſich gar zu ſehr jenen halsbrechenden Künſten nähern, welche eben nicht in ſehr hoher Achtung ſtehen, wenn ſie gleich bewundert werden, und ob zwar bis jetzt die Turner noch wenig Unglück genommen zu haben ſcheinen, ſo würde es doch unter die halben Wunder zu rechnen ſeyn, wenn nicht insbeſondere in der Folge, nachdem man durch das

bisherige Gelingen dieſer Kunſt ſichrer und ſorgloſer geworden ſeyn wird, bisweilen ein Arm- oder Beinbruch erfolgen, dann und wann auch vielleicht gar einer der Unachtſamern und Kühnern den Hals brechen ſollte. Es mag wahr ſeyn, daß die ſogenannten Reckübungen und die Uebungen, auf welche ſie zur Vorübung dienen, vorzüglich viel zur Kräftigung der Gliedmaßen beytragen, allein es iſt die Frage, ob man ihnen nicht eine weniger abſchreckende Form geben, ob man ſie nicht mehr einſchränken, ſie, unbeſchadet des Hauptzwecks, weniger weit treiben könne. Daß der Zögling aber im wirklichen Leben nicht gar oft in den Fall kommen dürfte, einen unmittelbaren Gebrauch von den Künſten, die er durch dieſe Uebungen lernt, machen zu können, erlaube ich mir nicht einzuwerfen; denn mit gleichem Rechte könnte man den nehmlichen Einwurf gegen viele Uebungen des Geiſtes und der Hände in manchen auf Kunſt und Literatur ſich beziehenden mechaniſchen Fertigkeiten machen, die doch unbedingt zur Erwerbung dieſer Fertigkeiten nothwendig ſind. Deſſen ungeachtet möchte ich nicht entſcheiden, ob nicht jenen Uebungen andre ſubſtituirt werden könnten, welche unmittelbarer zum Ziele führten. Die Fertigkeit, in einem ſtarken, gleichmäßigen Schritte zu gehen, einen langen Fußmarſch auszuhalten, dabey verhältnißmäßige Laſten zu tragen, gehört unter die weſentlicheren eines Soldaten, und Uebungen im Formiren gerader Linien, im Marſch in ſolchen Linien, in Schwenkungen, in den die Handhabung des Schießgewehrs betreffenden Exercizien würden vielleicht nützlicher ſeyn, als die vervielfachten Reck- und ihnen folgenden Uebungen. Es iſt wenigſtens auffallend, welche gute Haltung und Gewandtheit das gewöhnliche militäriſche Exercizien auch in den ungewandteſten Körper in kurzer Zeit bringt; dagegen habe ich bey vielen Knaben, welche viel und gern turnten, eine große Trägheit und Plumpheit bemerkt, ſobald ſie von der

Poeſie ihrer Kunſt zu der Proſa des wirklichen Lebens, zu den gewöhnlichen Stellungen und Bewegungen übergingen. Ich glaube daher, daß viele der Turnübungen die Muskeln zu ſtark angreifen und daß ſie ſowohl darin, als in ihrer Wirkung analog mit den Reitübungen ſind. Man wird nehmlich bemerken, daß die ſogenannten ſchweren Cavalleriſten, deren Dienſt zu Pferde ſehr anſtrengend iſt, ſich in ihrer Haltung und Bewegung, ſobald ſie zu Fuß ſind, weſentlich von den Infanteriſten unterſcheiden, daß ſie viel langſamer, ungewandter, unbehülflicher ſind als dieſe. Auch verdient die Beobachtung unſere Aufmerkſamkeit, welche man gemacht haben will, daß Stall-, Tanz- und Fechtmeiſter und ähnliche Künſtler gewöhnlich in einem nicht zu weit vorgerückten Alter ſteif und unbeholfen werden. Beſonders dürfte die Einführung der Turnübungen auf dem Lande manchen Widerſpruch finden und für überflüſſig angeſehen werden. Denn die Lebensart des Landmanns, ſein beſtändiger Aufenthalt in freyer Luft bey jeder Witterung, und die ununterbrochene Uebung ſeiner körperlichen Kräfte ſcheinen ihn ſchon hinlänglich zur Ertragung der Anſtrengungen und Strapazen des militäriſchen Lebens geſchickt zu machen, und die Dorfjungen tummeln ſich gewöhnlich des Sonntags weidlich herum, wenn ihre Uebungen auch nicht ſyſtematiſch ſind. Unſtreitig iſt aber der Gedanke an die Einführung der Turnübungen auf dem Lande daher entſtanden, weil man bemerkt hat, daß der Landmann etwas Träges, Plumpes, Ungewandtes habe. Davon aber, ſo wie von dem frühern Altern und Gebücktgehen der Landleute, iſt die Urſache ihre angeſtrengte körperliche und dabey einförmige Arbeit; es drückt ſich in ihnen, wenn ſie außer ihrer Arbeit ſind, die Wirkung der Ermüdung aus, und den Fehlern ihres körperlichen Anſtandes wird man alſo ſchwerlich abhelfen, wenn man zu ihrer gewöhnlichen körperlichen Anſtrengung noch eine neue, wenn auch noch ſo gut an-

geordnete, fügt. Sollte aber auch die Vielſeitigkeit der Turnübung ihnen wirklich etwas mehr Gewandtheit geben, ſo wird ſie doch nur einen ſehr geringen Theil der Wirkung der Einförmigkeit der übrigen körperlichen Anſtrengungen aufheben, da beſonders die Turnübungen nur an einem einzigen Nachmittage der Woche, des Sonntags, Statt finden können und zwar in dem Theile des Jahres, wo der Arbeit außerordentlich viel auf dem Lande iſt, und oft die Sonntage zu Hülfe genommen werden müſſen, alſo nicht zu Turnübungeu angewendet werden können. Ueberdieß verliert ſich jene Plumpheit und Ungelenkigkeit, wie oben gedacht, ſehr bald; achtwöchentliche militäriſche Exercizien reichen dazu gewöhnlich hin, aber wohl zu merken: daß der Rekrut während dieſer Zeit mit andern körperlichen Anſtrengungen, mit Graben, Pflügen u. ſ. w. verſchont bleibt. Wenigern Schwierigkeiten wird die Einführung der Turnübungen in den Städten unterworfen ſeyn, aber auch hier wird man behutſam und mit Ueberlegung zu Werke gehen müſſen. Jene Uebungen ſcheinen zwar im Allgemeinen allerdings einen wohlthätigen Einfluß auf die Geſundheit und die körperlichen Kräfte haben zu müſſen und beſonders für große Städte Bedürfniß zu ſeyn, wo der Knabe zu wenig Gelegenheit und Veranlaſſung hat, ſich körperlich zu üben. Nur bemerke ich, daß das Mißverhältniß, in welchem in großen Städten Geborne und Geſtorbne gewöhnlich zu einander ſtehen, ſo daß in den meiſten ein jährlicher Zuſchuß von Fremden, die ſich dort niederlaſſen, die Bevölkerung in ihrem Beſtande erhalten muß, nicht füglich die unbedingte Ausdehnung der allgemeinen Conſcription auf große Städte erlaube — wie denn auch Friedrich II. dieſe Ueberzeugung durch die Exemtion der drei großen Städte ſeiner Monarchie von der Cantonpflichtigkeit ausgeſprochen hat — daß die Lebensart der Bürger ſolcher Städte überhaupt gar wenig geeignet ſey, den jungen Mann für das Solda-

tenleben zu bilden, daß man alſo von ihnen am wenig-ſten zu erwarten habe, wenn es um kräftige Krieger zu thun iſt. In den kleinern Städten aber turnen die Kinder ohne beſondre Anſtalten, wenn auch nicht nach Principien, und bewegen ſich, was das wichtigere iſt, häufig in freyer Luft. Doch die Hauptfrage iſt hier, ob ſich die Anſtrengungen des Turnens mit der geiſtigen der Stadtſchulen und der Gymnaſien und mit deren Hauptzwecke vereinigen laſſe. Die Turnübungen haben fürs erſte einen größern Reiz für den Knaben, als die zum Theil ſehr mechaniſchen, einförmigen Beſchäftigungen der Schule; der Knabe wird alſo durch den Hinblick auf den Mittwoch- und Sonnabendnachmittag, wo er in zahlreicher Geſellſchaft ſpringen, klettern, ſich durch körperliche Geſchicklichkeiten vor Zuſchauern auszeichnen kann, unvermeidlich in ſeinem Fleiße geſtört und von den wenigen anmuthigen Geſchäften der Schule abgezogen werden. Ich erinnere mich noch der großen Unluſt, die ich zu den Schulbeſchäftigungen hatte, wenn eine große Spielpartie im Freyen verabredet war und wenn ich in einem günſtigen Winter meine Mußeſtunden mit Schlittenfahren von einem beeiſeten Berge ausfüllen durfte. Ich ſaß oft Stunden lang und lernte, ohne etwas zu erfaſſen, machte meine ſchriftlichen Arbeiten eilfertig, gab auf den Vortrag des Lehrers wenig Acht, weil ich immer dem Nebengedanken an mein Vergnügen nachhing. Viel wichtiger aber iſt, daß ſich geiſtige Anſtrengung nur in ſtarken Naturen mit großer körperlicher — und dieſe findet bey den Turnübungen Statt — ohne Nachtheil für den Körper und Geiſt vereinigen laſſe. Das Lernen nach einer ſtarken Erhitzung, nach einer heftigen körperlichen Bewegung ſtrengt, wenn man auch im Stande iſt, ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ungemein an, und nicht ſelten wurde ich beym emſigen Studieren nach einer langen und etwas angreifenden Wanderung oder nach einem etwas anhal-

tenden zu raſchen Schlittſchuhfahren von einem Schwindel überfallen, der mich nöthigte, die geiſtige Arbeit ſo lange aufzugeben, bis ich mich von meiner Bewegung völlig erholt hatte. Ein Paar Studierende, ausnehmend fleißige junge Männer, von meiner Bekanntſchaft machten eine Reiſe zu Fuß und nahmen ſich Stoff zu literariſchen Beſchäftigungen mit, durch welche ſie die Zeit ausfüllten, welche ſie von ihren Wanderungen übrig behielten. Beide kamen gefährlich krank zurück und der eine büßte den plötzlichen Wechſel von geiſtiger und körperlicher Anſtrengung mit dem Leben. Auch gehört hierher vielleicht die Beobachtung, daß Perſonen von großer körperlicher Stärke und hohem Wuchſe in Abſicht ihrer geiſtigen Fähigkeiten ſehr häufig gegen andre zurückſtehen, daß dieſe Fähigkeiten dagegen oft in hohem Maße in körperlichen Schwächlingen Statt finden und eine ähnliche Beobachtung ſcheint dem Sprichworte zum Grunde zu liegen, daß kluge Kinder nicht alt werden. Die Natur ſcheint uns daher ſelbſt einen Wink gegeben zu haben, die körperliche Anſtrengung zu mäßigen, wenn der Menſch mit geiſtigen Arbeiten ſehr beſchäftigt werden muß, wie denn auch Mäßigung im Genuß der Lebensmittel dem Studierenden nothwendig, dagegen dem mit körperlichen Arbeiten beſchäftigten eine reichliche, kräftige Nahrung Bedürfniß iſt. Ich bin jedoch weit entfernt, als erklärter Gegner der Turnübungen aufzutreten; auch verkenne ich das bereits durch ſie geleiſtete Gute nicht, daß ſie nehmlich den Spielen der Jugend, auch der gebildetern und erwachſnern, wieder zu Ehren geholfen haben, ſo wie ich ſie überhaupt für ganz geeignet halte, einen kräftigen, kriegeriſchen Geiſt in der Nation zu erzeugen. Ich hielt es jedoch für Pflicht, alles das aufzuſtellen, was ſich beſonders wider die Form derſelben einwenden ließe, und es ſcheint mir doch, als ob man zu enthuſiaſtiſch dabey verführe, und einen allzu großen Werth auf ſie legte.

Was überhaupt körperliche Stärke und Gewandtheit betrifft, ſo wird darin der preußiſche Staat nicht gerade auf eigenthümliche Vorzüge Anſpruch machen können; es gibt in andern Staaten eben ſo körperlich kräftige, ja wohl noch kräftigere Naturen, und was durch Turnübungen erzweckt werden könnte, iſt jeder andre Staat durch die Einführung derſelben zu erreichen im Stande, auch kann überall die allgemeine Conſcription Statt finden, wenn es die Geſinnung des Volks erlaubt. Allein ſchwerer möchte es manchem beſtehenden größern Staate werden, es dem unſrigen in Abſicht der geiſtigen Kultur und ihrer allgemeinen Verbreitung gleich zu thun; ſie läßt ſich ſo ſchnell nicht erzielen und ſie geht weniger aus äußern Anreizungen, als aus dem Innern des Volks hervor. Dieſe höhere geiſtige Kultur iſt die eigentliche Grundlage jener edlern Geſinnung, bey der weniger das Mein und Dein, als höhere Güter der Gegenſtand der Achtung und des Nachſtrebens ſind. Aus ihr erzeugte ſich ein großer Theil des Enthuſiasmus, mit dem die Preußen dem Weltenſtürmer entgegenrückten, jener Enthuſiasmus, der alle Rückſicht auf Eigenthum und die irdiſchen Güter vergeſſen machte, damit man nur das Heiligſte und Höchſte rettete. Ohne höhere Kultur iſt ein ſolcher nicht möglich und daher iſt es höchſtnöthig, ſie zu erhalten, zu befördern, zu verbreiten, zu ſteigern. Auch kann Niemand läugnen, daß unſre glorreiche Regierung deutlich an den Tag gelegt habe, dieß ſey ihr ernſtlicher Wille. Noch lag der Staat in der Tiefe ſeines Unglücks und ein großer Theil ſeiner Hülfsquellen war verſiegt, als man dennoch Mittel ausfündig zu machen ſuchte, die höhern Inſtitute auf eine großmüthige Art zu unterſtützen. Eine ſeiner wichtigſten Univerſitäten war ihm genommen, man wußte ſie wieder neu aufleben zu machen, ſo daß der Feind nichts als ihren Sitz zu verändern vermocht hatte. Man ſuchte die vorzüglichſten Köpfe und Litera-

ten für ſie und den Staat zu gewinnen, und es lag nicht an dem Willen, noch an der Freygebigkeit der Regierung, wenn ſie nicht alle gewonnen wurden. Nur das eine könnte man vielleicht bezweifeln, ob es gut ſey, daß man die Univerſitäten in die Hauptſtädte verlegt habe, auch ſcheint darauf der Zufall einigen Einfluß gehabt zu haben. Die vielen in Berlin bereits vorhandnen Bildungsmittel nehmlich, und die Menge der bey verſchiedenen Inſtituten dort angeſtellten Gelehrten ſchienen es zu dem für die Aufnahme der neuauflebenden Univerſität, in den Zeiten verſiegter Hülfsquellen, am meiſten geeigneten Orte zu machen; nun waren in zwey Hauptſtädten des Staats Univerſitäten, alſo ſchien auch die dritte Anſprüche darauf machen zu können, Frankfurt überdieß der Univerſität Berlin zu nahe zu liegen, und ſo wurde die Univerſität von Frankfurt mit der katholiſchen in Breslau vereinigt. Viele waren der Meinung, daß zwey Univerſitäten für den Staat in ſeiner damahligen Ausdehnung hinreichend geweſen wären und daß durch eine Vereinigung der Fonds der neuen Univerſität Berlin und der katholiſchen in Breslau mit dem der Frankfurter ein Inſtitut hätte erwachſen können, dem in Abſicht ſeiner Dotirung faſt kein andres in Deutſchland zu vergleichen geweſen wäre. Auch ſcheinen Hauptſtädte oder große Städte überhaupt zu Sitzen für Univerſitäten nicht geeignet zu ſeyn. Der größere Aufwand, welcher in ſolchen Städten herrſcht und ihre große Bevölkerung veranlaßt eine größere Theurung der nothwendigern Bedürfniſſe; ein Univerſitätsort aber muß wohlfeil ſeyn, damit der Aermere dort ſein Auskommen finden könne. Denn gewöhnlich nicht die Reichern und Vornehmern, ſondern die Aermern ſind es hauptſächlich, welche in der Regel die meiſte Emſigkeit im Studieren beweiſen, aus denen die Mehrzahl der Männer hervorgeht, die durch ihre Kenntniſſe und Arbeitſamkeit dem Staate nützlich werden, wenn ſie auch nicht auf den

höchſten Stufen ſtehen, indem ihr künftiges Fortkommen allein auf ihrer Geſchicklichkeit, nicht auf einem reichlichen Erbe noch auf Connexionen beruht, und ſie ſich aus innerm Triebe, aus dem Berufe, den ihnen ihr Talent und ihre Neigung anweiſ't, nicht aus äußern Rückſichten für die wiſſenſchaftliche Laufbahn beſtimmen. Es gibt ferner in den großen Städten der Zerſtreuungen zu viele, auch erhalten in ihnen die Gelegenheiten zur Befriedigung unerlaubter Genüſſe ein gewiſſes glänzendes Aeußeres, welches den Leichtſinnigen weniger abſchreckt, ſeinem Vergnügen zu fröhnen, wie denn das überhaupt in großen Städten unbemerkbarer geſchehen kann, auch dort eine größere Gleichgültigkeit gegen manche Laſter herrſchend iſt. Dann iſt auch das Getümmel und Geräuſch in ſolchen Städten dem Studium nicht günſtig, beſonders in denjenigen Jahren, wo man die Kunſt noch ſelten verſteht in der Tiefe ſeines Geiſtes, in der einſamen Beſchäftigung mit den Heroen der Literatur und Wiſſenſchaft den höchſten Genuß zu finden, und dem Andrange ſtarker, von einer ſolchen Beſchäftigung abziehender Reize Widerſtand zu leiſten; die große Menge äußerer Erſcheinungen von ſehr mannichfacher Natur zertheilen die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes und thun der Tiefe ſeines Studiums und ſeiner Empfindungen großen Abbruch. Auch iſt der Umſtand nicht unerheblich, daß ſich der Student in der übrigen Maſſe der großen Städte verliert, in gleichen Rang mit der übrigen jungen Welt tritt, ja, wenn er arm iſt, wohl gar eine viel geringere Stellung einnimmt, als der gemeine Burſche, welcher ſich beſſer kleiden und überhaupt größern Aufwand machen kann, als er. Dagegen genießt der Student in einer kleinen Stadt und in einer ſolchen, wo der größere Theil der Einwohner von dem gelehrten Inſtitute lebt, eben deßhalb, wenn auch nicht eine größere Achtung, doch das Analogon derſelben, eine gewiſſe Auszeichnung, und dadurch erhält ſein wiſſen-

ſchaftliches Leben einen gewiſſen Glanz; der Gegenſatz zwiſchen dem wiſſenſchaftlichen und dem gemeinen Leben tritt gleichſam erkennbarer hervor; es erzeugt ſich eine Art von literariſchem Republikanismus, der das Gemüth des jungen Mannes erhebt und ihm zu keinem geringen Sporne wird, ſeinen Hauptzweck mit Eifer zu verfolgen. Selbſt auf die Achtung der übrigen Stände gegen den des Literaten kann es nicht ohne Einfluß ſeyn, wenn der Mann, der künftig durch ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe wirken ſoll, in der Entfernung von ihnen auf einer literariſchen Republik gebildet wird, welche ſich beſonderer Auszeichnungen und Vorrechte erfreut, und wenn er dann, wie aus einer höhern Region kommend, als junger, für die Geſchäfte ſeines Berufs ausgebildeter junger Mann eintritt, deſſen Seyn und Thun im Knabenalter man in der Zeit ſeiner Abweſenheit vergeſſen und deſſen Abnormitäten in ſeinem Jünglingsleben man weniger beobachtet hat. Dazu kommt, daß beſonders der Arme großen Theils genöthigt iſt, zu der nächſten Univerſität, zu der in der Hauptſtadt ſeines Landes, ſeine Zuflucht zu nehmen, daß er aus dem väterlichen Hauſe in den Zirkel ſeiner Vettern und Tanten oder der Patrone ſeines Hauſes tritt, gewiſſermaßen nie aus ſeiner Unmündigkeit in den vollen Genuß der Unabhängigkeit kommt, in den Ferien wieder nach ſeinem heimathlichen Heerde eilt und die engherzigen Gefühle und beſchränkten Anſichten behält, von denen der ſich nicht losmachen kann, welcher nie eine Zeit lang außer den Grenzen ſeiner Provinz ſelbſtſtändig gelebt hat. Das iſt jedoch gewiß, daß in einer eigentlichen Univerſitätsſtadt der Student weniger Gelegenheit hat, ſich in den Zirkeln der gebildeten Welt an eine feine Lebensart zn gewöhnen, aber das iſt nicht der Hauptzweck ſeines Studierens. Nicht die Glätte der Politur, ſondern die Tiefe und der Umfang der Kenntniß, der Eifer für Wahrheit und Wiſſenſchaft, die Freymüthig-

keit, nachdrücklich zu ſagen, was wahr iſt und recht, wenn auch bisweilen mit etwas Rauheit verbunden, iſt das, was wir von dem wiſſenſchaftlich gebildeten vorzüglich verlangen, und gerade durch jene Entfernung von den geſellſchaftlichen Zirkeln wird der Student mehr auf ſich ſelbſt zurückgewieſen; auch hat er weniger Gelegenheit, jene Liebſchaften anzuknüpfen, welche dem Studieren ſo ſehr Abbruch thun und den jungen Mann anreizen, mehr auf eine ſchnelle Verſorgung, als auf die Tüchtigmachung zu einer ſolchen zu denken. Endlich zeigt die Erfahrung, daß das meiſte von ſolchen hohen Schulen geleiſtet, daß das größte wiſſenſchaftliche Leben von denen ausgegangen iſt, die an Orten waren, deren Beſtimmung ausſchließlich dieſem Zweck gewidmet war, wo der gelehrte Stand alle übrigen überwog, wo die Lehrer der Univerſität nichts von ihrer Glorie verloren, indem ihnen nicht andere gegenüberſtanden an andern Inſtituten, welche einen Theil ihres Glanzes auf ſich ableiteten.

Bey allen dieſen Univerſitäten hat man die Einrichtung getroffen, daß die Curſus mit dem Winterhalbjahre eröffnet werden ſollen. Wichtige innere Gründe müſſen darüber entſchieden haben, denn in vieler Abſicht iſt dieſe Einrichtung unbequem. Wenn man nehmlich die Wahl hat, zu Anfange entweder des Sommers oder des Winters ſeinen Aufenthalt an einem neuen und fremden Orte zu nehmen, ſo zieht man das erſte vor. Denn der Winter macht eine Menge Bedürfniſſe nöthig, an die man im Sommer nicht denken darf, Holz, Licht, Winterkleidung ꝛc.; ſich mit dieſen zu verſorgen, ſind einige Localkenntniſſe ſehr nützlich, und man hat Zeit, ſich dieſe während des Sommers zu verſchaffen. Der Student fängt nun gewöhnlich erſt auf der Univerſität an, ſeine eigne Oekonomie zu führen, und es iſt gut, wenn er nicht gleich zu Anfange für zu vieles zu ſorgen hat. Ueberdieß ſind im Herbſt und Winter die Krankheiten

häufiger und man gewöhnt ſich in dieſen Jahreszeiten weniger gut an ein fremdes Klima. Endlich wird dem jungen Manne in der traurigen Geſtalt des feuchten Herbſtes und rauhen Winters ſein neuer Aufenthalt in einem weniger angenehmen Lichte erſcheinen, die langen Nächte und frühen Abende werden ihm das einſame Leben und die Entfernung von den Seinigen bangſamer machen, als es im Sommer geſchehen kann, wo er im Stande iſt, ſich in der freyen Natur zu zerſtreuen, und ungern wird daher der Vater ſeinen Sohn zu Anfang des Winters ſeinen erſten Ausflug in die freye Welt nehmen laſſen. Auch war's bisher die Oſterzeit, wo die meiſten Studenten zuzogen, ein Beweis, daß man dieſe Zeit für die bequemere hielt.

Dieſer Einrichtung geht eine andre in den Gymnaſien parallel, vermöge welcher das jährliche Examen nicht zu Oſtern, ſondern zu Michaelis gehalten werden und der Anfang der Lehrcurſus zu eben dieſer Zeit Statt finden ſoll. Die Beweglichkeit des Oſterfeſtes führte nun allerdings die Unbequemlichkeit mit ſich, daß die Zeit des Oſterexamens veränderlich war, und bisweilen ſehr früh, in den März, fiel; allein der Anfang des Lehrcurſus zu Michaelis hat die größere Unbequemlichkeit, daß die fremden, zum Theil ſehr jungen Schüler zu einer weniger günſtigen Jahreszeit, im Herbſte, den Ort des Gymnaſiums beziehen müſſen, und daß dem wohlthätigen Einfluſſe, den das Examen auf die Schüler hat, Abbruch geſchieht. Der vorzüglichſte Nutzen, welchen das jährliche Schulexamen haben kann, beſteht nehmlich in der Vorbereitung auf daſſelbe und in der Anregung des Fleißes, welche dieſe Vorbereitung in jedem nur einigermaßen ehrliebenden Schüler veranlaßt. Nicht als ob etwa gewiſſe Abſchnitte aus dem jährigen Unterrichte herausgehoben, die Schüler auf dieſe, als die Gegenſtände des künftigen Examens ange-

wieſen und zum Memoriren derſelben angehalten werden ſollten, um einen die Zuhörer blendenden actus oratorius, nicht ein Examen zu beſtehen; ſondern der ganze Abſchnitt, welcher z. E. in einem Autor das Jahr hindurch geleſen worden iſt, das Ganze der Wiſſenſchaft und die Hauptbegriffe derſelben werden dem Schüler zur Wiederholung empfohlen, ohne daß ihm einzelne Stellen oder Kapitel genannt werden, auf welche das Examen ſich einſchränken ſoll. Zu einer ſolchen Wiederholung des Gelernten, und zu dieſer Vorbereitung auf das Examen iſt die Sommerzeit, welche theils durch zu viele Ferien unterbrochen wird, theils zu viele Zerſtreuungen im Freyen anbietet, bey weitem ſo günſtig nicht, als der bloß durch die Weihnachts- und Neujahrsferien unterbrochne Winter. Uebrigens ſcheint das Verhältniß der Schule zu dem der Univerſität folgendes zu ſeyn. Auf jener iſt die Hauptſache das Lernen unter Anleitung eines Lehrers, das Auffaſſen der Hauptbegriffe und Notizen der für das frühere Alter geeigneten Disciplinen, die Kenntniſſe, welche ſich der Schüler auf den Gymnaſien beſonders in den alten Sprachen erwirbt, die Empfänglichkeit, der Sinn, welcher in ihm durch das Auffaſſen der Hauptbegriffe und wichtigſten hiſtoriſchen Kenntniſſe der Wiſſenſchaften für dieſe erzeugt und geweckt wird, ſind die Grundlage, welche über das Studium des jungen Mannes auf der Univerſität entſcheidet, und wer die Akademie ohne gründliche Schulkenntniſſe beſucht, wird, ſeltne Ausnahmen abgerechnet, ſtets ein oberflächlicher Literat bleiben. Auf der Univerſität ſelbſt aber geht das eigentliche, ſelbſtſtändige Studieren an, hier modelt und richtet der Lehrer nicht, wie das in der Schule der Fall iſt, er regt an durch das lebendige Wort zum Selbſtfleiß, entzündet den Hörer durch tiefe Blicke, die er ihn in das Heiligthum der Wiſſenſchaft thun läßt, zum Eindringen in daſſelbe. Nicht das ängſtliche Anhören und Nachſchreiben der Worte des

Lehrers, ſondern das Auffaſſen großer richtiger Anſichten, und der Eifer, welcher in dem jungen Manne entbrennt für das wiſſenſchaftliche Leben, iſt das wichtigere, und wer von der Univerſität nichts daheim bringt, als die Weisheit, die in ſeinen nachgeſchriebenen Heften ruht, würde mit gleichem oder vielmehr größerm Erfolge gedruckte Werke ſtudirt und abgeſchrieben haben. Daher wirken Univerſitätslehrer, deren Vortrag ſich auf das Ableſen eines wohlgeſetzten Compendiums, das ſie zuletzt doch, und zwar nach einer ſorgfältigern Correctur, als ſie bey einem mündlichen Vortrage möglich iſt, dem Druck übergeben, nur wenig auf die Zuhörer; ſie ſind nicht ſowohl Docenten, als Vorleſer. Dagegen erreichen die genialiſchen Lehrer, in deren Vortrag ſich der eigenthümliche, belehrende Gang ihres Studierens, bisweilen ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, ausſpricht, die oft im Augenblick der Veranlaſſung ohne vorgängige ängſtliche Vorbereitung neue, große Anſichten eröffnen, überall leuchtende Funken ihres Feuergeiſtes ausſtreuen, von allen Seiten den Geiſt ihrer Zuhörer anreizen und es immer darauf anlegen, den Forſchungsgeiſt aufzuregen, den Sinn für eignes, ſelbſtſtändiges Studieren zu wecken und Winke zur Erleichterung deſſelben zu geben, den wahren Zweck ihres Berufs. Auf der Schule wird der Boden gepflügt, gegraben, beſäet durch beſtändiges Handanlegen des Lehrers; auf der Univerſität geht der Samen auf, treibt und fängt an zur Frucht zu reifen, und er bedarf keiner weitern Pflege, als daß man dem Licht, der Wärme, der Luft Zugang eröffne und dann die Natur walten laſſe. Daß doch daher die Unabhängigkeit und unbedingte Selbſtſtändigkeit der Univerſitäten, daß doch die Freyheit des Dreyjahrs, in welchem der junge Freund der Wiſſenſchaften ohne Sorge für das Gemeinere, ohne Störungen einer geräuſchvollen Außenwelt ganz der Kunſt und Wiſſenſchaft leben kann, bewahret und heilig gehalten werden möchte. Aus ihr

hauptſächlich iſt das Uebergewicht hervorgegangen, welches die proteſtantiſchen Univerſitäten über die meiſten katholiſchen — das Fach der Medicin ausgenommen, für deren Studium auch ein größerer Ort mehr geeignet ſeyn dürfte als der kleinere — erhalten haben, und nichts betrübteres, das wiſſenſchaftliche Leben beſchränkenderes, ertödtenderes könnte es geben, als wenn die Bewegung des akademiſchen Lehrers und das Leben des Studioſen auch nur einigermaßen dem Zwange unterworfen werden ſollte. Wohl mag es ſeyn, daß eine Menge geiſtiger Schwächlinge unter den letztern ein Opfer dieſer akademiſchen Freyheit geworden ſind, allein die kräftigen Menſchen, welche durch ſie ſo herrlich gediehen, geben reichlichen Erſatz für jene Verlornen, die für die Knechtſchaft des gemeinen Treibens, nicht für die Freyheit des wiſſenſchaftlichen Lebens, des Lebens im Geiſt und in der Wahrheit, geſchaffen waren.

Wie ſehr man übrigens von der Ueberzeugung der Unentbehrlichkeit gründlicher Schulkenntniſſe durchdrungen ſey, beweiſen die Anſprüche, welche höhern Orts an unſere von der Schule auf die Akademie abgehenden Schüler gemacht werden, und die Strenge, welche bey dem Examen der Abgehenden beobachtet werden muß. Dieſe Anſprüche ſcheinen an talentvolle junge Männer und an ſolche, welche von ihren frühern Jahren an einen zweckmäßigen Unterricht genoſſen haben, nicht zu groß zu ſeyn, beſonders, wenn nach und nach die alte gute Sitte wieder Eingang finden ſollte, daß die jungen Männer die Gymnaſien bis zur Vollendung des neunzehnten oder zwanzigſten Jahres beſuchten. Bis zu dieſem Alter können die Kenntniſſe der Schule gehörig Wurzel gefaßt, kann der junge Mann die nöthige Reife zum ſelbſtſtändigen Studieren und Feſtigkeit des Charakters genug erlangt haben, um die akademiſche Freyheit zu ertragen. Allein die Mehrzahl der Studierenden beſteht nicht aus ausgezeichneten Köpfen, und würden

alle nicht ausgezeichneten Köpfe vom Studieren zurückgehalten, ſo würde ein fühlbarer Mangel an Bewerbern um ſolche Aemter entſtehen, welche wenigſtens einige akademiſche Kenntniſſe, ich möchte ſagen, wenigſtens eine akademiſche Firma erfordern; auch würden wir einer Menge tüchtiger und fleißiger, wenn auch eben nicht genialiſcher Arbeiter — wie denn die Genialität, die wirkliche ſowohl als die eingebildete, dem gemeinen Geſchäftsleben nicht ſo ſehr förderlich iſt — verluſtig gehen. Es gibt ferner junge Männer, in denen ſich die Neigung zum Studieren erſt ſpät und erſt dann entwickelt, wenn die Jahre ſchon vorüber ſind, in denen das Gedächtniß die nöthige Empfänglichkeit für gewiſſe Kenntniſſe beſitzt. Solche zurückzuweiſen, würde ungerecht und nachtheilig ſeyn; gerade in ihnen ſpricht ſich jene Neigung ſehr beſtimmt aus, in ihnen iſt ſie ſehr feſt, bewirkt einen ungewöhnlichen Fleiß, und man wird finden, daß aus ſolchen Leuten in der Regel ſehr wackere Geſchäftsmänner, ja wohl bisweilen gar für gewiſſe Gebiete des Wiſſens nicht gemeine Beförderer werden, wenn ſie auch nicht im Stande geweſen ſind, ſich manche Fertigkeiten und Kenntniſſe zu erwerben, welche eine frühe Uebung vorausſetzen. Es wird daher unter den von einem Gymnaſium abgehenden manche tüchtige junge Männer geben, welche große Brauchbarkeit für ihren künftigen Beruf verſprechen und doch die Erforderniſſe eines Abiturienten-Examens nicht vollſtändig zu befriedigen im Stande ſind; ja es können unter dieſen ſich ſogar ſolche finden, deren eigenthümliches Talent ſie für ein beſonderes Fach entſcheidet, in welchem ſie einſt Epoche zu machen und überwiegende Dienſte zu leiſten im Stande ſeyn werden. Dieſe von der Richtung abzulenken, welche ihnen die Eigenthümlichkeit ihrer Genies anweiſ't, um ſie zu einem erzwungenen und ſich gewöhnlich nicht ſehr belohnenden Fleiße zu beſtimmen, durch den ſie ſich Examenkenntniſſe in einem Ge-

biete des Wiſſens erwerben ſollen, für welches ſie weder Talent noch Neigung haben, heißt gegen die Natur ankämpfen und ihre Wohlthaten zurückweiſen. So nothwendig es überdieß iſt, auf Fleiß der Schüler zu dringen, ſo muß man doch auf der andern Seite zu verhüten ſuchen, daß der Fleiß bey den beſſern Köpfen nicht in jene ängſtliche Pichelen ausarte, bey welcher alle Eigenthümlichkeit verloren geht und durch die Gelehrte gebildet werden, welche bey dem vielen Wiſſen deſſen, was andre gedacht haben, jeder eignen Anſicht und der Kraft, ſelbſt zu denken, verluſtig gehen, beſtändig von fremden Autoritäten abhängig ſind, und in ihren Handlungen viel Gelehrſamkeit, aber wenig geſunden Menſchenverſtand beweiſen. So viel ich nun weiß, werden die Zeugniſſe, welche den Abiturienten gegeben werden, je nach dem ſie mehr oder weniger günſtig lauten, durch die Nummern 1, 2, 3 bezeichnet und wer die letzte Nummer bekommt, geht jeder öffentlichen Unterſtützung verluſtig. Hier fällt mir ein Disput ein, in welchen der Mathematiker Wolf einſt auf der Akademie mit ſeinen Commilitonen gerathen iſt, ob Homer in gereimten oder reimloſen Verſen geſchrieben habe, und ich glaube, er erklärte ſich für das erſte; was eben dieſes Gelehrten Latein betrifft, ſo möchte es ebenfalls die Probe unſrer jetzigen Kritiker nicht ganz beſtehen, wenigſtens würde man ihn nicht für einen zweiten Cicero anſehen, und wie es nun mit ſeinen übrigen Kenntniſſen, als er die Schule verließ, ausgeſehen haben möge, kann man ungefähr aus dem Standpunkte abnehmen, den die Schulen damahls in Beziehung auf Wiſſenſchaften einnahmen. Hätte alſo Wolf von einem heutigen Examinator als Abiturient geprüft werden ſollen, wahrſcheinlich würde er auf Nr. 3 verwieſen worden ſeyn. Schon damals, als man eine faſt ausſchließliche Rückſicht auf das Erlernen todter Sprachen nahm, und faſt die ganze Zeit des Unterrichts darauf wendete,

konnte es alſo Männer geben von den Talenten eines Wolfs, die eine ſo geringe Kenntniß des Griechiſchen hatten; und auch damahls, als das Lateiniſche in Abſicht ſeiner Allgemeinheit in Beliebtheit ganz den heutigen Rang des Franzöſiſchen behauptete, gab es wenige, die den jetzigen Anſprüchen auf Latinität genügten; ich kann daher der Ueberzeugung kaum widerſtehen, daß die gemeinen, wenn gleich nicht eigentlich ſchlechten, ſo wie manche geniale, für gewiſſe Wiſſenſchaften beſonders geeignete Köpfe — ohne eine ausgezeichnete elementariſche Vorausbildung, die ſo ſelten iſt — nicht im Stande ſeyn werden, der vier Sprachen, der griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen, ſo wie der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe in dem Grade mächtig zu werden, als es die Examenvorſchrift für eine höhere Nummer des Zeugniſſes verlangt. Dürfte es daher nicht zweckmäßig ſeyn, wenn die Beſtimmung dieſer Nummer nicht von dem vorgeſchriebnen Maße der Kenntniſſe, noch von den ſchriftlichen Arbeiten des Abiturienten, die oft in dem Grade weniger gelingen, in welchem der Examinande mehr Sorgfalt darauf richtet, allein oder hauptſächlich abhängig gemacht, ſondern daß dabey eine vorzügliche Rückſicht auf den Fleiß und die Aufführung der Schüler überhaupt und auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Fähigkeiten und Verhältniſſe genommen und dem Gymnaſienlehrer bey der Ertheilung dieſer Zeugniſſe ein freyerer Spielraum gelaſſen und mehr Zutrauen geſchenkt oder das Nummeriren der Zeugniſſe ganz aufgehoben, und keiner mit dem Schimpf, welcher auf einem Zeugniß von Nr. 3 haftet, entlaſſen würde? Ueberhaupt möchte auch von den Gymnaſien, in Bezug auf ihre Lehrer, das gelten, was von den Akademien gilt, daß ſie nur in der Freyheit gedeihen, und daß der Zwang und die Aufſicht, welche jene Lehrer beynahe wie Unmündige behandelt, ihrem fröhlichen Wirken ſehr hinderlich wird. Der gemeine Lehrer unterwirft ſich dem Zwange, ſucht

ſich in jede vorgeſchriebene Form zu fügen und erträgt die Rüge mit Gleichmuth, wird aber dadurch nicht über den Standpunkt ſeiner Mittelmäßigkeit erhoben. Dem Lehrer aber, welcher ſeine Kraft fühlt, eigner Ideen fähig iſt und Eifer für ſein Geſchäft beſitzt, wird das Einengen und genaue Verzeichnen des Ganges, den er nehmen ſoll, unerträglich; zwar muß auch er ſich fügen, aber er wird vom Unmuth überwältigt und ſo geht der Erfolg verloren, den man von ſeinem freyen Wirken erwarten kann. Ueberdieß würde ein zu großer Zwang unſere Gymnaſien mit einer Einförmigkeit und einem Mechanismus bedrohen, die ihnen alle Eigenthümlichkeit nehmen, ihre Fortſchritte zu größerer Vervollkommnung völlig hemmen und ſie in die Categorie jener Inſtitute bringen müßten, welche, in ſtarre Normalformen eingeengt, in ihren Erfolgen tief unter unſern freyen Gymnaſien ſtehen. Größern Nutzen dagegen könnte man ſich von einer andern nicht Verbal-, ſondern Realverbeſſerung, von einer anſtändigern Beſoldung der Lehrer verſprechen. Zwar hat man angefangen, dafür mehr zu ſorgen als bisher, und es würde eine große Ungerechtigkeit ſeyn, dieß nicht anzuerkennen; aber immer ſtehen die Lehrer der Gymnaſien in Abſicht ihrer ökonomiſchen Stellung noch ſehr tief unter vielen andern Beamten, welche einer viel geringern gelehrten Bildung bedürfen, der wichtigen Ausgabe für die Anſchaffung des Apparats, den der Gymnaſienlehrer zur Fortſetzung ſeiner Studien nöthig hat, überhoben ſind, ein bey weitem ſo mühſeliges Geſchäft gar nicht haben und weit entfernt ſind, ſo große Anſprüche befriedigen zu dürfen, als man jetzt beſonders an die Oberlehrer der Gymnaſien zu machen ſcheint.

Aber in einer noch viel traurigern ökonomiſchen Lage ſind die Lehrer an den ſogenannten Bürgerſchulen in den Provinzialſtädten; für die Verbeſſerung der äu-

ßern Verhältniſſe derſelben iſt noch gar zu wenig geſchehen und manche Stellen an dieſen Schulen ſind bey unmäßiger Arbeit mit einem ſo kärglichen Einkommen verſehen, daß ein Literat ſich in einem gewiſſen Zuſtande von Verzweiflung befinden muß, wenn er ſich um dieſelben bewerben ſoll. Ueberhaupt ſcheint man noch außer Stande geweſen zu ſeyn, den Schulen dieſer Art eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ein deſto ſorgſameres Augenmerk hat man dagegen auf die innern Verhältniſſe der Elementarſchulen gerichtet. In zweckmäßiger eingerichteten, reicher als bisher dotirten, Seminarien werden Lehrer der Elementarſchulen gebildet, und über Stoff und Form des Unterrichts nicht nur theoretiſch, ſondern auch practiſch unterrichtet. Die bey dieſen Seminarien angeſtellten Lehrer ſind großen Theils ſolche, welche ſich auf Koſten der Regierung durch Autopſie mit der Peſtalozziſchen Lehrart bekannt gemacht haben, und Niemand kann in Abrede ſeyn, daß durch dieſe Maßregeln die Elementarſchulen im preußiſchen Staate eine ganz andre Geſtalt gewonnen haben, als ſie vor dreyßig und mehr Jahren hatten, wiewohl es auch damahls ſchon manche Anſtalt gab, die mit den neuern die Vergleichung ausgehalten hätte. Nur wäre zu wünſchen, daß alle Seminarien in kleine, wohlfeile Provinzialſtädte verlegt würden. Denn das Leben in Hauptſtädten iſt an ſich zu koſtbar, reizt zu manchem Aufwande, zu dem man in kleinern Städten keine Veranlaſſung hat, und macht mit Bedürfniſſen und Genüſſen bekannt, die man auf dem Lande nicht befriedigen kann. Ueberhaupt aber ſteht ſeine Lage in der Hauptſtadt in einem nachtheiligen Verhältniſſe zu der, in welche er als Landſchullehrer nach vollendetem Curſus treten ſoll, wenn gleich ſein Geſichtskreis durch das, was er in großen Städten beobachten kann, allerdings ſehr erweitert werden muß. Es wäre ferner zu wünſchen, daß ein Fonds ausgemittelt würde, um den Seminariſten den Aufenthalt an

dem Orte des Seminariums zu erleichtern, der oft mehr koſten ſoll, als die ganze Einnahme des Amtes beträgt, für welches er gebildet wird, ſo daß viele nur mit Noth den Aufwand beſtreiten können, den ihre Vorbereitung erfordert. Was aber die Peſtalozziſche Lehrart betrifft, ſo wird man darauf zu ſehen haben, daß man ihr nicht unbedingt folge, daß man mehr ihren Geiſt, als ihre Form auffaſſe, nicht zu viel von ihr erwarte, auch nicht gleichgültig und ungerecht gegen das ſey, was Andre vor und neben Peſtalozzi geleiſtet haben. Irre ich nicht, ſo hat es mit ſeiner Lehrart und deren Entſtehen folgende Bewandtniß. Wie ſo oft der, welcher ein bloßer Zuſchauer fremder Geſchäfte iſt, viel richtigere Anſichten von ihnen faßt, als der, welcher von langer Zeit her in den vorgezeichneten, gewöhnlichen Gang derſelben eingeübt iſt und denſelben ohne weiteres Nachdenken fortſetzt, ſo faßte auch Peſtalozzi mit ſeinem geſunden, durch fremde Meinungen und Alltagsformen nicht befangenen Verſtande und Gefühle, manche neue, richtige, aus der Natur des Menſchen geſchöpfte Anſichten über Stoff und Form des Unterrichts. Mit dem Eifer, den er überhaupt für die Beförderung des menſchlichen Wohls, beſonders des Wohls der niedern Claſſen hatte, vereinigte ſich nun noch die Wärme des Gefühls und die Begeiſterung, welche gewöhnlich durch neue eigne Ideen erzeugt werden; ſeine Begeiſterung ging über auf ſeine Gehülfen, die allgemeine Aufmerkſamkeit, welche er auf ſich zog, mußte dieſe Begeiſterung erhöhen; alles aber, was mit Feuer und Geiſt betrieben wird, erhebt ſich über das Gewöhnliche, und ſo übertrafen die Reſultate ſeines Strebens die gemeine Erwartung um vieles. Das lag aber nicht in der Form ſeiner Methode, ſondern in dem Geiſte, mit dem er ſie ſuchte; dennoch glaubte man nur in jener — und er ſcheint ſelbſt dieſer Meinung geweſen zu ſeyn, — den ausgezeichneten Erfolg, mit dem er lehrte und lehren

lehren ließ, zu finden und man drang auf blinde Nachahmung derſelben. Wie ſehr man ſich aber geirrt habe, geht daraus hervor, daß man die erſte Form wieder verlaſſen, ſtatt der vollkommenſten eine vollkommnere und dann wieder eine noch vollkommnere eingeführt hat. Wie konnte es denn auch anders ſeyn? Soll der Stoff des Unterrichts vertheilt, die Stufenfolge der Elemente deſſelben geordnet werden, ſo kann das nur durch Männer geſchehen, welche das ganze Gebiet des Wiſſenswürdigen überblicken und das Feld der einzelnen Wiſſenſchaften, zu denen man die elementariſche Einleitung finden will, ganz, genau und klar überſchauen. Wer die Mathematik z. B. nicht wenigſtens bis auf eine gewiſſe Tiefe verfolgt hat, iſt nicht fähig, ein Normalcompendium zu ſchreiben, welches in das Ganze dieſer Wiſſenſchaft einleiten ſoll; wer ſeine naturhiſtoriſchen Kenntniſſe bloß aus Funk und Raff geſchöpft hat, wird den Kindern manches nützliche zu lehren im Stande ſeyn, aber ſich nicht zum Reformator aufwerfen können, der den Gang categoriſch beſtimme, den man beym naturhiſtoriſchen Unterricht zu nehmen hat, und ſo in allen Zweigen des Wiſſens. Wenn man nun auch dem liebenswürdigen, gemüthlichen, genialiſchen Peſtalozzi alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ſo kann man ihm doch jene ein tiefes, reiches Wiſſen vorausſetzende Ueberſicht des Ganzen nicht beylegen, noch weniger ſeinen Schülern. Ueberhaupt ſcheint er nicht ſowohl ein Mann zu ſeyn, der viel weiß, als ein Mann, der viel ſchafft und denkt, und tiefe Blicke in die Natur des Menſchen gethan hat, der durch die Innigkeit und Liebenswürdigkeit ſeines wohlwollenden Gefühls alles an ſich zieht, und durch den Eifer und Nachdruck ſeines gemüthlichen Vortrags Herz und Geiſt der ältern und jüngern Welt für alles gewinnen und begeiſtern kann. Sonderbar könnte es ſcheinen, daß Peſtalozzi, gewiſſer Eigenthümlichkeiten ungeachtet, welche mit einer

mathematiſchen Denkweiſe ſelten vereinigt erſcheinen, bey ſeinen Forſchungen über den Gang des Unterrichts auf eine Form gekommen iſt, deren Charakter durchaus ein mathematiſcher iſt. So wie in einem mit mathematiſcher Strenge abgefaßten Lehrbuche der Arithmetik und Geometrie ſich Begriff an Begriff anſchließt, kein Mittelbegriff ausgelaſſen, jeder bis zur Evidenz erhoben, die Gewißheit eines jeden ſcharf bewieſen wird, ſo ſoll in dem ganzen Unterricht, in allen ſeinen Zweigen Element an Element ſich reihen, es ſoll lückenlos fortgeſchritten, alles zur Klarheit erhoben, alles zur Anſchauung gebracht, von jeglichem und immer der Grund angegeben werden. Es war etwas Aehnliches, was der Mathematiker Wolf verſuchte, indem er dem Vortrage aller Wiſſenſchaften eine mathematiſche Form gab. Auch er fand viel Nachahmer, und ſelbſt Predigten wurden wie mathematiſche Abhandlungen behandelt, bis man einſahe, daß man durch dieſe Methode nur ſtarre Verſtandesformen bewirke, ſobald man ſie über das Gebiet der reinen Mathematik hinausdehne, und ſo ſie wieder in ihre Gränzen verwies. Vortrefflich iſt die Selbſtthätigkeit, zu welcher die Kinder vermöge der Peſtalozziſchen Methode gebracht werden, das klare Bewußtſeyn, zu dem man ſie zu erheben ſucht, indem man ſie die Gründe erlernter Begriffe, verſuchter Auflöſungen darlegen und ausſprechen läßt, auch iſt der elementariſche Gang in einzelnen Fächern vortrefflich, ſo wie es recht gut iſt, daß dem Uebertreiben des Socratiſirens Ziel und Maß geſetzt worden iſt; aber es möchte um unſere Elementarſchulen ſchlimm ausſehen, wenn man die Begriffe und Ideen jedes Lehrgebiets in denſelben wie arithmetiſche und geometriſche Aufgaben behandeln, wenn man die mathematiſche Methode zur Grundform des Elementarunterrichts machen, ſodann jeden Lehrer in einen ängſtlich vorgeſchriebnen Normalgang einengen und jene Schulen überhaupt wie Lancaſteriſche Fabri-

ken behandeln wollte, deren Bewegungen durch Dampfmaſchinen bewirkt werden.

Durch Univerſitäten und Schulen wird der Grund zur geiſtigen Kultur und zur Aufklärung eines Volkes gelegt, aber die Früchte dieſer Inſtitute gehen verloren, ſie ſelbſt, und wenn ſie noch ſo reichlich dotirt ſind, ermatten, werden ſtarr und todt; vergebens iſt, was man als Knabe und Jüngling gelernt hat, wenn man als Mann nicht mit Freymüthigkeit und ohne Gefahr ſagen und ſchreiben darf, was man denkt und fühlt. Iſt demnach Erhaltung, Beförderung und Erhebung geiſtiger Kultur der ernſtliche Wille einer Regierung, ſo iſt eine möglichſt unbeſchränkte Rede- und Preßfreyheit die unerlaßliche Bedingung dazu. Die Wiſſenſchaft, welche geſchloſſen bloß in Büchern oder in dem Gedächtniſſe einzelner Gelehrten bewahrt wird, iſt etwas todtes, ſie ſoll aber einem lebendigen Baume gleichen, der unaufhörlich ſproßt und treibt, und das iſt nur möglich durch Freyheit. So lange man die Bibel nicht anders erklären durfte, als Hieronymus ſie verſtanden hatte, war ein tieferes Eindringen in ihren Sinn unmöglich; ſo lange man den Satzungen der Kirche einen blinden Glauben ſchenken mußte, war an eine Reinigung der Religionsbegriffe nicht zu denken, und wäre es Kirchendogma geblieben, daß die Erde ſtill ſtehe und die Sonne ſich bewege, nie hätte die Aſtronomie, und hätte man bey dem Glauben beharren müſſen, es ſey der chriſtlichen Moral zuwider, eine Leiche zu öffnen, nie hätte die Anatomie ihren gegenwärtigen Standpunkt erreicht. Als durch die Reformation, dieſes unabwendbare Erzeugniß nicht Luthers, ſondern ſeiner Zeit, größere Freyheit, über Bibel und Religion zu denken und zu ſchreiben, geſchaffen wurde, verbreitete ſich ein helleres Licht, nicht über Bibel und Religion allein, ſondern über die Wiſſenſchaften überhaupt, und als die Feſſeln, welche früh genug auch den Proteſtantismus einengten,

gelöſ't wurden, ging ſchnell ein höheres, wiſſenſchaftli⸗ches Leben an. Unter allen Wiſſenſchaften ſind die ma⸗thematiſchen, phyſikaliſchen, naturhiſtoriſchen und die mit ihnen zuſammenhängenden in den neuern Zeiten am ſchnellſten und am meiſten zu einer großen Vollkommen⸗heit erhoben, mit einer unendlichen Menge neuer Be⸗griffe und Entdeckungen bereichert worden; warum? weil eine größere Freyheit, die dieſen Wiſſenſchaften ihrer Natur nach eigen iſt, die Bearbeitung derſelben begün⸗ſtigte. Denn den Stoff zu dieſen Wiſſenſchaften geben die Werke Gottes und über dieſe geſtattet der unend⸗liche Geiſt den Menſchen ein freyes Urtheil. Ach, daß die Großen der Erde dieſem Beyſpiele folgen möchten! Es iſt nehmlich nicht um Erweiterung und Bereicherung der Wiſſenſchaften allein zu thun, das eben ſo wichtige, oder vielmehr das viel wichtigere iſt das, was ein Volk durch ihr Studium wird. Das viele Wiſſen iſt dem vielen Haben gleich zu ſetzen; beydes hat ſeinen Werth einmahl in der Kraft, die ſich in mir entwickelt hat, indem ich es erwarb, und zweytens darin, daß es mir als Stoff und Mittel dient zu fortgehender Ausbildung meiner Kraft und zu einer wohlthätigen Wirkſamkeit für das Ganze. Alle Bürger eines Staats zu Vielwiſſern, zu Gelehrten erheben zu wollen, kann die Abſicht keiner Regierung ſeyn, und es würde nicht gut um einen Staat ſtehen, wo jeder Bürger Neigung und Fähigkeit hätte, ein akademiſcher Lehrer zu ſeyn; aber wohl kann und wird jede weiſe Regierung ſich das Ziel ſetzen, die Bildung des Geiſtes zu einem allgemei⸗nen dringenden Bedürfniß des Volkes zu machen, jedes Talent zu wecken und für ſeinen eigenthümlichen Wir⸗kungskreis zu gewinnen, alle Bürger zu verſtändigen Menſchen zu bilden, welche ſo weit unterrichtet ſind, daß ſie ihre beſondere Lage, ihr Verhältniß zum Staat geſund zu beurtheilen verſtehen, und, denke ich mir ei⸗nen Staat, in welchem das Talent eines jeden Bürgers

ſowohl im Allgemeinen, als für ſeinen beſondern Wirkungskreis recht vollkommen ausgebildet, in welchem jedes Genie — dieß Wort hier nicht als eine ausgezeichnete Geiſteskraft genommen — für ſein eigenthümliches Gebiet gewonnen und entwickelt, und jeder ſonach überzeugt wäre, er habe die beſte Stellung, die er zum Vortheil des Ganzen, dem er gehört, einnehmen könne, er ſey auch ein beachtetes, gehörig gewürdigtes Mitglied ſeiner großen Gemeinheit, ein ſolcher Staat müßte, bey nur einiger phyſiſchen Kraft, ein ungeheures Uebergewicht über alle die bekommen, wo es nicht ſo wäre. Gibt es aber ein Mittel, eine Nation dieſem glücklichen Zuſtande zu nähern, ſo beſteht es in der Freyheit der Mittheilung ſeiner Begriffe und Ideen, und die Vorſehung hat dieſe dem Menſchen zu einem ſo hohen Bedürfniß gemacht, daß er ſelbſt bey der Evidenz ſeiner mathematiſchen Ueberzeugungen erſt dann ſich beruhigt, wenn er dieſe andern mitgetheilt und geſehen hat, daß ſie für dieſe gleiche Evidenz haben. Eben dadurch hat die Vorſehung auch dargethan, daß der Erfolg dieſer Mittheilung, die Ausbildung Aller, in ihrem Plane liegt. Insbeſondre iſt die Freyheit der Mittheilung der Begriffe und Ideen über den Staat und ſeine Verfaſſung ein ganz vorzügliches Mittel zur Fortbildung eines Volks. Man redet viel von den Vortheilen einer repräſentativen Verfaſſung, und wer kann läugnen, daß derjenige europäiſche Staat, deſſen Bürger durch ein Parlament repräſentirt werden, ſich unter den unvollkommnen Verfaſſungen der vollkommenſten erfreut; aber nehmt den Bürgern dieſes Staats die Freyheit der Preſſe und gebt ihnen dafür eine einengende Cenſur, nehmt ihnen die Acte ihrer perſönlichen Sicherheit, und ihr Parlament wird bald aufhören, ſie gegen den Andrang der Willkühr zu ſchützen. Eine herrliche Sache iſt es um eine repräſentative Verfaſſung in einem Lande, deſſen Bürger von einem das Heil und die Ehre ihres Ganzen

inbrünſtig umfaſſenden Gemeingeiſte tief durchdrungen ſind, wo es eine Menge von Menſchen gibt, welche genau von der Weſenheit ihres Staates unterrichtet, mit allen den Einſichten, den Kenntniſſen und dem Scharfblicke, deren ein Staatsmann nicht entbehren darf, ausgerüſtet und zugleich in einer Lage ſind, welche es ihnen möglich macht, ihrer repräſentativen Stellung ganz zu leben, und ſelbſt auch in einem ſolchen Lande kann die repräſentative Verfaſſung nur dann frommen, wenn die Stellvertreter des Volks homines sacerrimi ſind, wie die Tribunen des römiſchen Volks, und ihre Meinungen ohne alle Gefahr zur öffentlichen Kunde der ganzen Welt bringen können. Wo es ſo nicht iſt, da kann die repräſentative Verfaſſung ſehr leicht zu einem zweyſchneidigen Schwerte werden, welches verwundet, daß Niemand heilen kann. Denn da wird es Volksvertreter geben, denen es entweder an den allgemeinen politiſchen Einſichten, an genauen Kenntniſſen ihrer Provinz und an der Urtheilskraft fehlt, um einzuſehen, wie ſich das Wohl der Einzelnen mit dem des Ganzen vereinigen laſſe, oder welche, von Eigennutz geleitet, nur ihr individuelles Wohl oder das ihres Gewerbes, ihrer Caſte vor Augen haben, oder der Rede ſo wenig mächtig ſind, daß ſie ihrem Vortrage nicht Leben, Nachdruck, Deutlichkeit und Ueberzeugungskraft genug geben können, oder endlich zu furchtſam ſind, um ihre Anſichten gegen die eines Höhern geltend machen. Dann wird als Reſultat des Willens und der Einſicht des Volks ſanctionirt werden, was es nun und nimmermehr iſt. Wenn aber jeder Repräſentant nicht allein die Freyheit hat, nachdrücklich und freymüthig für das Heil des Ganzen zu ſprechen, ſondern auch den Verhandlungen der Repräſentation unbedingte Oeffentlichkeit gegeben werden darf; dann wird man im Stande ſeyn zu erfahren, was das Volk wirklich hofft und wünſcht, was die Nation drückt, bald durch ſeine Laſt, bald durch ſeine Form, welches die Wirkun-

gen mancher Einrichtungen ſind, die, a priori erwogen, blendende Vortheile verſprechen, aber in Ausübung gebracht im höchſten Grade verderblich werden. Die Repräſentation wird auf das weſentlichſte durch dieſe Öffentlichkeit unterſtützt, dem furchtſamen Volksvertreter wird Muth gemacht, der Eigenſüchtige wird durch die Scheu vor der Publicität von dem Beginnen, das allgemeine Wohl dem beſondern Intereſſe aufzuopfern, zurückgeſchreckt, heilloſe Entwürfe luftiger Projectmacher werden in das gehörige Licht geſetzt und der unendliche Schade wird verhütet werden, den die Ausführung ſolcher Projecte dem Staate und Volke verurſacht. Gibt es aber eine Regierung, welche ohne alle Gefahr ihren Bürgern eine möglichſt unbeſchränkte Freyheit des Drucks und der öffentlichen Rede zugeſtehen kann, ſo iſt es die preußiſche. Mit einer wahrhaft hochherzigen Aufopferung haben dieſe Bürger für ihren König und Staat das Theuerſte hingegeben, unüberſteiglich ſcheinende Laſten übernommen, ſelbſt als es ſchien, man habe für ihr Intereſſe weniger geſorgt, als ſie hoffen durften, aufs neue ſich bey wiederkehrender Gefahr um ihren theuern Fürſten geſammelt und einen Muth, eine Treue bewieſen, deren Ausdauer allein die glücklichen Erfolge möglich machen konnte, welche den letzten großen Kampf krönten. Ein Volk dieſer Art verdient das Vertrauen eines Fürſten, der, wie der unſrige, es glücklich machen will. Urtheile über die Anordnungen eines Staats, wo ein ſolcher König über ein ſolches Volk herrſcht, können nur den Erfolg haben, daß man ſich gegenſeitig mehr lieben und ſchätzen lernt. Denn dieſe Anordnungen werden alle ihrem Zwecke nach wohlthätig und in dem wirklichen Bedürfniß gegründet ſeyn, und in ſo fern können die Urtheile darüber nur günſtig ausfallen; es ſind und bleiben jedoch Anordnungen von Menſchen, die dem Irrthum unterworfen ſind, es kann alſo in ihnen die Wahl der Mittel, den wohlthätigen Zweck zu er-

reichen und dem Bedürfniß abzuhelfen, bisweilen verfehlt ſeyn, und in ſo fern dürfte eine anfänglich problematiſche Stellung derſelben nothwendig ſeyn, und weit gefehlt, daß man einer freymüthigen Prüfung derſelben Hinderniſſe in den Weg legen ſollte, dürfte es vielmehr heilſam ſeyn, dazu aufzufodern. Freylich wird es nicht ſelten geſchehen, daß falſche Urtheile laut werden, oft wird man das nicht gut finden, was des Lobens und der Empfehlung höchſt würdig iſt; allein über das, was dem größern Theile der Nation wahrhaftig frommt und lieb iſt, wird entweder nie ein mißbilligendes Urtheil laut werden oder der unberufne Tadler wird bald verſtummen müſſen, weil es nie an Männern fehlen wird, die ſich einer lobenswürdigen Einrichtung mit Wärme annehmen und ihre Vortheile dem Volk einleuchtend zu machen wiſſen werden. Wie vortheilhaft aber durch ſolche Männer auf das Volk gewirkt werden könne, davon machte ich vor langen Jahren auf einer Reiſe durch eine preußiſche Provinz folgende Erfahrung. Ich lernte einen gemeinen Bauersmann kennen, der früher mit den Anordnungen, welche Friedrich II. in jener Provinz getroffen hatte, ſehr unzufrieden geweſen war. Nun fiel ihm ein Werk in die Hände, in welchem eine populäre gelungene Darſtellung jener Anordnungen und ihrer Gründe enthalten war. Das Leſen dieſer Darſtellung veränderte die ganze Stimmung des Mannes, er wurde ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des Königs und meinte, ſo was ſollte den Kindern in der Schule erzählt werden, damit ſie eine warme Anhänglichkeit zur Regierung bekämen. Aber wird man mir ſagen: in unſerm Staate herrſcht ja eine Freyheit der Preſſe, wie, England etwa ausgenommen, in keinem andern. Es thut mir Leid dieſer Einwendung meine unbedingte Zuſtimmung verſagen zu müſſen, und es wäre mir lieb, wenn ich irrte. Sprechen kann man allerdings in unſerm Staate viel freyer, als in manchem andern, aber das iſt hauptſächlich das Ver-

dienſt der Güte unſers Nationalcharakters, jenes Bieder-ſinnes, der nichts ſo ſehr verabſcheut, als heimliche An-geberey und niederträchtigen Verrath des mündlich und traulich geſprochenen, und bald würde es anders werden, wenn Rechtlichkeit und Gefühl für Wahrheit und Treue aufhören ſollten, einen Beſtandtheil unſers Nationalcha-rakters auszumachen; daß dieſe noch nicht gewichen ſind, haben wir der Befreyung von einer geheimen, wohlbeſoldeten Polizey zu danken, welche, beyläufig ge-ſagt, viel verderblicher auf den Charakter eines Volks wirkt, als irgend ein andres Inſtitut, das Uebel nicht abwehrt, ſondern vergrößert. Was aber die Freyheit der Preſſe und des Schreibens betrifft, ſo dürfen wir uns allerdings über manches freymüthiger äußern, als es in andern Staaten erlaubt iſt, und was gibt es z. E. hartes, was nicht über poſitive Religion habe ge-ſchrieben werden dürfen; allein bey andern Gegenſtänden, insbeſondere bey politiſchen Individualitäten finden wir uns doch ſehr beſchränkt. Cenſoren, beſonders in den Pro-vinzen, engen den Schriftſteller oft auf eine ſehr de-müthigende Weiſe ein, behandeln bisweilen die ihrer Kritik überlaßne Arbeit nicht anders als ein Specimen und gewahren beleidigende Anſpielungen, die dem Schrift-ſteller gar nicht in den Sinn gekommen waren. Auch iſt den Cenſoren dieſe Strenge der Verantwortlichkeit wegen, die ſie durch Nachſicht auf ſich laden, nicht zu verdenken; nur iſt es betrübt, daß ſich manche bis-weilen ſogar Correcturen erlauben und nicht allemahl ei-gentlichen Beruf dazu haben. Am drückendſten wird dieſe Cenſur dem Herausgeber einer Zeitung, und es iſt auffallend, daß in viel kleinern und weniger ſelbſtſtändig ſcheinenden Staaten, als der unſrige iſt, in dieſem Punkte eine weit geringere Beſchränkung Statt findet, wie ich denn z. E. vermuthe, daß es ſchwer halten wür-de, bey uns die Zugeſtehung der Freyheit zu erhalten, welche der Herausgeber der allgemeinen Zeitung genießt;

ja die kleine Republik Hamburg geſtattet ſogar den Redactoren ihrer Zeitung eine freyere Bewegung. Das betrübt, ja ich möchte ſagen, es demüthigt den preußiſchen Unterthan. Die Liebe und Achtung gegen einen Staat und ſeine Regierung, die Einſichten und Kenntniſſe, welche zur verſtändigen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten erforderlich ſind, und das freymüthige Sprechen und Schreiben über dieſe Angelegenheiten ſind drey Dinge, welche auf das innigſte mit einander verbunden ſind; auch hat das letzte noch den Vortheil, daß diejenigen Männer, welche eine beſondere Tauglichkeit für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten beſitzen, ſich bemerklich machen können. Doch iſt hier der Unterſchied nicht außer Acht zu laſſen, der zwiſchen Sprechen, Schreiben und Handeln Statt findet. Faſt nirgends geſchieht es ſo oft als hier, daß man theoretiſch klug und practiſch ein Thor iſt, daß man einen vortrefflichen Kritiker macht und dann, wenn man die Geſchäfte ſelbſt führt, zu einer viel ſchärfern Kritik gerechte Veranlaſſung gibt, ja es iſt bisweilen nicht anders, als ob, wenn der Theoretiker in die Praxis tritt, der hocherleuchtete Mann auf einmal den Gebrauch ſeiner Augen verloren hätte.

Bliebe denn aber auch noch manches in Abſicht der Beförderung einer höhern geiſtigen Kultur, beſonders desjenigen Theiles, der ſich auf die Bildung für den Staat bezieht, inſofern dieſe gar ſehr von einem freymüthigen öffentlichen Beſprechen über den Staat und ſeine Einrichtungen abhängt, zu wünſchen übrig, ſo muß doch jeder Bürger dankbar anerkennen, daß ihre Beförderung wahrhaftig ein von unſerer Regierung angenommenes Princip ſey, nur daß man dieſelbe mehr durch poſitive Mittel, als durch Freyheit, welche man ihr in allen Richtungen laſſen ſollte, zu erreichen ſtrebt. Der wohlthätige Einfluß einer ſolchen Beförderung der Kultur auf das Heil des Ganzen kann jedoch nur dann

vollſtändig erreicht werden, wenn jenes Princip mit einem andern vereinigt wird, nehmlich dem, daß man bey Beſetzung der wichtigern Poſten keine andre Rückſicht gelten laſſe, als die auf die Tüchtigkeit, welche ein Mann durch ſeinen Geiſt, ſeine Kenntniſſe, Einſichten und ſeine Redlichkeit zu denſelben beſitzt. Auch dieſes Princip iſt gegenwärtig angenommen, ungeachtet man den §. 35. Tit. IX. des 2ten Theils des Landrechts: daß der Adel zu den Ehrenſtellen im Staate vorzüglich berechtigt ſey, noch nicht ausdrücklich aufgehoben hat. Auch könnte man bey einer flüchtigen Anſicht leicht irre werden und von dem, was wirklich geſchieht, einen unrichtigen Schluß auf den Grundſatz machen, von dem man ausgeht. Wenn man nehmlich einer Seits erwägt, daß der unadelige Mittelſtand eine ungleich größere Zahl von fähigen, einſichtsvollen, kenntnißreichen Männern beſitzt, als der Adelſtand, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil er zahlreicher iſt, und manche Urſachen zuſammenkommen, die eine höhere Bildung begünſtigen — andrer Seits aber wahrnimmt, daß eine überwiegend größere Zahl Adliger im Beſitz der höhern Aemter ſich befinden, ſo kann man leicht zu der irrigen Vermuthung verleitet werden, daß man jenem Princip in der Ausübung nicht treu bleibe. Allein man muß bedenken, daß, wenn das entgegengeſetzte Princip einmal lange beſtanden hat, ſich ſeine Wirkungen nur ſehr ſpät aufheben laſſen, der Adelſtand iſt gleichſam ein großer Familienverein, alle Glieder deſſelben ſehen ſich für eine Art von Verwandte an, fühlen ſich dagegen den Bürgerlichen entfremdet, ja diejenigen, welche weniger Bildung haben, ſcheinen dieſe ſogar als Menſchen zu betrachten, die genetiſch von ihnen verſchieden ſind und zu einer andern Race gehören. Nur die bürgerlichen Künſtler, Gelehrte und Männer von Ruf oder Einfluß können bey den Einſichtsvollern auf eine Auszeichnung rechnen, wiewohl auch das

nicht immer dauernd iſt. Sehr oft bin ich von Adeligen, denen ich nützlich ſeyn konnte, auf die zuvorkommendſte, freundlichſte Weiſe behandelt und in ihre Geſellſchaften gezogen, wenn ſie aber meiner Dienſte nicht mehr bedurften, kaum eines Blicks, bisweilen nicht des Danks auf einen Gruß gewürdigt, auch, wenn ich nur einer von wenigen Bürgerlichen in ihrer Geſellſchaft oder gar der einzige war, auf die Niedrigkeit meines Standes empfindlich aufmerkſam gemacht worden. Das liegt auch ſo ſehr in der Natur der menſchlichen Schwäche, daß man darüber dem Adel keinen Vorwurf machen kann, und wie ernſtlich ich das meine, glaube ich durch die Ausſage der von mir gemachten Erfahrung darzuthun, daß nehmlich Bürgerliche, welche die nehmliche Sprache führen, die ich hier führe, des gerügten Fehlers ſich in einem viel höhern Grade ſchuldig gemacht haben, wenn ſie Adelige geworden ſind, als die Perſonen von alten Ahnen. Ich führte dieſe Schattenſeite bloß an, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß, wenn Adelige einmal im Beſitz hoher Aemter und Gewalt ſind, es natürlich ſey, daß ſie die Ebenbürtigen durch ihren Einfluß am meiſten begünſtigen. Dieſe ſind am meiſten um ſie, wiſſen in ihre Denkungsart viel beſſer einzugehen, und ſich ihnen viel angenehmer zu machen, als der Bürgerliche, der des unter ihnen eingeführten Tons weniger mächtig oder bisweilen zu eitel iſt, ſich ihm zu fügen, oder durch eine zu große Demuth die Achtung ſchwächt, die er ſonſt bey ihnen gewinnen würde; auch kann er an den Geſprächen weniger Antheil nehmen, welche genealogiſcher Natur und für die weniger gebildeten von einem ganz beſonderen Intereſſe ſind. Die große Rückſicht, welche ſie auf einander nehmen, gibt ferner ihren Empfehlungen einen großen Nachdruck, wer ſich daher dem Einflußreichen nicht unmittelbar nähern kann, kommt durch Connexionen an ihn. Dazu kommt, daß ein Adeliger ſich ent

ehrt findet, wenn er ein gemeines bürgerliches Gewerbe ergreifen ſoll, ja der ganze Stand ſcheint ſich durch einen ſolchen gedemüthigt zu glauben und ſucht daher ſolche Fälle möglichſt zu verhüten. Jeder von ihnen verſteht ſich endlich auf den Converſationston, ſpricht und benimmt ſich in geſellſchaftlichen Zirkeln mit mehr Vertrauen auf ſich, imponirt mehr, als der mit den Formen des vornehmern geſellſchaftlichen Lebens weniger bekannte, oft verlegne und linkiſche Bürgerliche; dieß gibt denn auch dem weniger gebildeten den Schein der Bildung, wenigſtens die Gabe zu repräſentiren, und die Fähigkeit, einen Poſten äußerlich zu repräſentiren, entſcheidet bisweilen mehr, als Geſchicklichkeit, ihn zu verwalten. Ich fürchte daher ſehr, daß das Princip: nur die fähigſten, einſichtsvollſten, gemeinſinnigſten Männern zu den wichtigſten Stellen im Staate zu befördern, nie zu einer vollſtändigen Ausführung werde gebracht werden können, wenn nicht ein Ausweg zu finden iſt, die Anſprüche derjenigen Adeligen, welche nicht Talent und Bildung genug für Beamtenpoſten haben und doch auch ſich einem gemeinen bürgerlichen Gewerbe nicht unterziehen wollen und können, des Vermögens aber zu wenig haben, um davon leben zu können, auf eine andere Art zu befriedigen. Möchte doch ein ſolcher Ausweg gefunden werden! denn das bisherige Syſtem, nach welchem der Adel zu den Ehrenſtellen im Staate beſonders berechtigt war, ſcheint mir ein großes Uebel zu ſeyn. Der höfiſche Ton, die ſtrenge Etikette, welchen ſie ſich unterwerfen müſſen, geben ihren Unterhaltungen etwas gemüthloſes, und nehmen denſelben zum Theil den Einfluß, den ſie auf die Bildung des Geiſtes haben könnten, wenn man frey und natürliche ſpräche; die tiefe Demuth aber, welche die Dienerſchaft gegen die kleine adelige Jugend beweiſen muß, der Gegenſatz der Unterthänigkeit des Bedienten und der Gnade des unmündigen Kindes, der ſo oft wörtlich

ausgeſprochen wird, muß nothwendig in dem frühen Alter eine verkehrte Anſicht der menſchlichen Geſellſchaft und ihrer Glieder, und in den ſchwächern Köpfen einen Hochmuth erzeugen, der bisweilen einer partiellen Geiſteszerrüttung ähnlich ſieht. Es gehört daher eine große Kraft des Geiſtes, ein hoher Grad von Bildung und eine Vereinigung vieler günſtigen Verhältniſſe dazu, wenn ein Adeliger jene von der früheſten Jugend an aufgenommene unrichtige Anſicht verlieren, richtige Begriffe von menſchlicher Würde und wahrem Verdienſt erlangen, die eigenſüchtige Vorliebe für ſeine beſondere Gemeinheit aufgeben und ſich zu der Höhe eines wahrhaften Gemeingeiſtes, der nichts als das Heil des Ganzen vor Augen hat und jede Rückſicht auf das Individuelle zum Nachtheil des Ganzen aus ſeiner Seele verdrängt, erheben ſoll. Gottlob! daß es an ſolchen herrlichen Menſchen unter dem Adel bis jetzt noch nie gefehlt, daß es immer hochſinnige gegeben hat, in welchen die edlere Menſchheit das Uebergewicht erhielt über den eingeſchränkten Zunftſinn. Dieſe Edlen ſind gewöhnlich auch um ſo vorzüglichere Menſchen und immer habe ich mich im Umgange mit ſolchen unbeſchreiblich wohl befunden.

Man würde mir überhaupt unrecht thun, wenn man mir einen gemeinen, ungerechten Parteyhaß gegen den Adel, als ein an ſich verderbliches Inſtitut, beylegen wollte. Ich bin ſo weit davon entfernt, daß ich daſſelbe vielmehr für ein ſehr wohlthätiges Erzeugniß ſeiner Zeit anſehe, welches, nächſt dem geiſtlichen Stande, als eines der vorzüglichſten Mittel, zu verhindern, daß die Herrſcher der chriſtlichen Völker nicht Sultane wurden, der bürgerlichen Geſellſchaft ungemein nützlich geworden iſt. Wenn es nehmlich in einem Volke, welches noch auf einer niedern Stufe der Kultur ſteht, nur einen Oberherrn gibt, welcher gebietet, und Unterthanen, welche gehorchen, ſo iſt Despotismus und Knechtſchaft unvermeidlich, ſo vertritt die uneingeſchränkteſte

Willkür die Stelle des Geſetzes; keiner iſt ſeines Eigenthums, ſeines Lebens ſicher und die Erhebung des Volks zu einer höhern Kultur wird unmöglich, wenn auch dann und wann Regenten an die Reihe kommen, die einen wohlthätigen Gebrauch von ihrer unbegränzten Gewalt machen. Es iſt daher gut, beſonders für jenen Zuſtand geringerer Bildung, wenn von dem Throne ab gewiſſe Abſtufungen Statt finden, wenn es zwiſchen dem Niedrigſten im Volke und dem Höchſten eine Menge Mittelsperſonen gibt, welche, wenn auch nicht ſo ausgedehnte, doch eben ſo begründete und feſtſtehende Rechte beſitzen, als der Herrſcher, und dadurch im Stande ſind, die Vergrößerung ſeiner Gewalt bis zur unbedingten Willkür zu verhindern. Jedoch nur inſofern dieſe höher Berechtigten gemeinſchaftlich handelten, war es möglich, die Macht des Herrſchers in ihren Schranken zu halten, und ſo entſtand eine Art von Repräſentation, die ſich nach und nach genauer zu verſchiedenen Formen entwickelte. Dieſe Repräſentation ſchützte aber allein die Rechte des privilegirten Standes, alle übrigen Bürger oder Unterthanen waren mehr oder weniger unterdrückt und die Kirche bot ihnen das einzige Mittel an, ſich von dem Stande der Sclaverey zu erlöſen, ſo wie ſie das einzige Mittel war, die Idee von einer allen Menſchen angebornen, gleichen, eigenthümlichen Würde zu erhalten. Während nun die Herrſcher ihre Macht zu erweitern ſtrebten, Adel und Kirche dagegen ſie zu beſchränken ſuchten, entſtanden, durch eine Menge vermittelnder Urſachen, die Städte, oder es entwickelten ſich in den bereits vorhandenen eine geſetzmäßige Verfaſſung, Kunſtfleiß, Handel und Wohlſtand. Geſchützt durch Mauern und durch Reichthum, der bei dem damahligen Zuſtande des Kriegsweſens ihnen Mittel gab, den Angreifern, und wenn es Könige und Kaiſer waren, gleiche, ja größere Streitkräfte entgegen zu ſetzen, begünſtigt von den Königen, welche in ihnen eine Stütze

gegen die Anmaßungen ihrer Oppoſitionsparthey fanden, ſtark durch die Vereinigungen, welche bald eine größere, bald eine geringere Zahl derſelben ſchloſſen, entfaltete ſich in der Ruhe des Stadtlebens und bey dem Wohlſtande der Stadtbewohner eine größere Bildung und es entwickelte ſich ein neuer Stand, der Mittelſtand. Eine Menge glücklicher Umſtände mußten ſich dann vereinigen, die Fortſchritte der Kultur zu befördern, bis ſie ihren gegenwärtigen Standpunkt erreichte. Damit ſind nun ganz andere Verhältniſſe eingetreten. Beſtimmte Geſetze und ein geordneter Rechtsgang haben die Willkür verdrängt, nicht die Kunſt im Duell obzuſiegen, ſondern Kenntniß der Rechte und Urtheilskraft ſie anzuwenden, entſcheidet die Rechtsſtreite; die Macht des geiſtlichen Standes iſt durch größere Aufklärung über die Religion in ihre Grenzen gewieſen und mit dieſer Aufklärung iſt ein Licht aufgegangen über die Würde der menſchlichen Natur, ſo daß wir mit Paulus ſagen können: hier iſt kein Knecht noch Freyer, ſondern wir ſind allzumal einer. Zugleich iſt aber auch die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, ſowohl was das Innere der Staaten, als was ihre gegenſeitigen äußern Verhältniſſe betrifft, viel verwickelter geworden, die Anordnungen zur Vertheidigung eines Staats haben einen größern Umfang gewonnen, machen mehr Kenntniß und Einſicht nothwendig; und iſt eine Nation einmal auf eine hohe Stufe der Bildung gelangt, ſo muß ſie ſich auf derſelben zu erhalten ſuchen, Rückſchritte entkräften ſie und ſtürzen ſie in den Abgrund, indem alle die nachtheiligen Verhältniſſe, welche allemal auch im Gefolge höherer Bildung ſind, ihren Beſtand behalten, die überwiegenden Vortheile dagegen, welche mit ihr verbunden ſind, verloren gehen. Was aber aus Geiſt geboren iſt, kann nur durch Geiſt erhalten werden, und daher darf nicht der Zufall der Geburt, ſondern es muß der Geiſt, das Gemüth, das, was der

Bürger, ſey er aus dem Bauernſtande oder fürſtlichen Geblüts, durch Anſtrengung geworden iſt, die Wahl der Beamten entſcheiden, welchen das ſchwere Geſchäft der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut wird. Zwar kann ich mir ſehr wohl vorſtellen, wie für jeden edeln, ſich über das Gemeine erhebenden Zweck begeiſtert ein Mann werden muß, der eine Reihe von Ahnen zählen kann, die durch ihr gemeinſchaftliches Wirken ſich um Thron und Volk verdient gemacht haben, und deren Nachkömmling zu ſeyn, er durch gleiches Handeln verdienen will; ſehr wohl kann ich es mir denken, welch eine Erhebung es geben muß, wenn man an einem heimathlichen Heerde ſitzt, welcher Jahrhunderte hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt iſt; welch ein liebliches Verhältniß Statt finden muß zwiſchen dem Gutsherrn und einer Gemeine, die durch Wohlthaten der Urväter des Beſitzers, erwieſen den Urvätern der Unterthanen, dem Grundherrn gleichſam verwandt worden und in eine Familie mit ihm verſchmolzen iſt. Aber wie viel Adelige können jetzt ſich dieſer Veranlaſſung zur Erhebung ihres Gemüths und zur Veredlung ihrer Gefühle rühmen? Welch eine Veränderung iſt hier eingetreten und wie nachtheilig hat dieſe auf den ganzen Stand eingewirkt? Damit ſcheint es mir bey uns ſo zugegangen zu ſeyn. Der ſiebenjährige Krieg hatte für die Grundbeſitzer die traurigſten Folgen. Ihren Credit herzuſtellen und ihnen die nöthigen Mittel zu verſchaffen, um ihre Güter wieder in den gehörigen Stand zu ſetzen, ſchuf man das Pfandbriefſyſtem. Was man davon auch urtheilen mag, dieß Syſtem iſt eine Einrichtung, welche nicht für die Gutsbeſitzer allein, ſondern auch für das Ganze wohlthätig iſt, und ſo manche Widerſprüche ſich daher auch Anfangs dagegen erhoben, ſo ward man doch ſehr bald damit ausgeſöhnt. Allein nicht gar lange Zeit nach der Einführung deſſelben wurden die Zinſen von 5 Procent auf 4½, endlich

gar auf 4 herabgeſetzt und das war ein Unglück für die Schuldner. Eine Menge Urſachen nehmlich ſtellten den geſunknen Wohlſtand des Landes wieder her, die Producte wurden preiswürdig und der Grundbeſitz gewährte ein reichliches Einkommen. Auf die Hälfte eines Guts konnten Pfandbriefe aufgenommen werden, man verzinste das Capital dieſer Pfandbriefe mit etwas mehr als 4 Procent und zog davon, wenn man es auf ein Gut anlegte, 6, 7 und mehr vom Hundert. Wie konnte man alſo ſein Geld beſſer anbringen, als wenn man ein Landgut kaufte? Die Luſt, ſolche Güter zu kaufen, wurde daher ſehr groß und ihre Befriedigung ward dadurch ausnehmend erleichtert, daß man nur ¼ des Werths zu haben brauchte, um den Kauf zu ſchließen. Die ſtarke Nachfrage aber hatte die natürliche Folge, daß die Güter im Preiſe in die Höhe zu gehen anfingen, zuerſt mäßig, dann bis ins ungeheure, und dazu trug auch der Umſtand viel bey, daß man ihren Ertrag nur nach dem Einkommen der Friedensjahre ſchätzte, und nie ein Kriegsjahr mit in die Berechnung zog, in welchem das Einkommen auf nichts reducirt oder wohl gar zu einer negativen Größe wird. Mir iſt ein Fall bekannt, daß ein Landgut in einem Zeitraume von noch nicht vier Jahren von 65,000 Thlr., indem es durch drey Hände ging, bis auf 120,000 geſteigert wurde, und dabey hatte der erſte Verkäufer die Waldungen um den Werth von 10000 Thlr. verringert. Beyſpiele ſolchen Gewinns führten auch bisweilen den beſonnenen Mann in Verſuchung, die Gütermäkeley wurde zu einer Art von Manie und der Schwindelgeiſt verbreitete ſich ſo allgemein, daß die Güter beynahe eben ſo wie die Pfandbriefe circulirten. Viele litten dabey ſtarke Einbußen und wurden unglücklich; aber nicht beſſer gings den Gewinnern, die durch das viele Geld, welches ſie ſo ſchnell und leicht verdienten, zur Verſchwendung hingeriſſen wurden, und gewöhnlich noch ſchneller verarmten

als die, welche ſich überkauft hatten. Manchen der letztern halfen die ungeheuren Preiſe der Producte im Jahre 1805 wieder auf; allein auf das fette Jahr folgten die magern, der verheerende Krieg brach los; nun wurde die Noth groß und das Rettungsmittel war verbraucht. Würde es nicht ganz anders gekommen ſeyn, wenn man es ſo gemacht hätte? Das Creditſyſtem, konnte man denken, hat ſich nach dem ſiebenjährigen Kriege als ein herrliches Rettungsmittel der Grundbeſitzer bewährt, ja das Inſtitut iſt ſogar allgemein wohlthätig geworden. Von dem, was geſchehen iſt, auf das zu ſchließen, was geſchehen wird, ſo iſt mit moraliſcher Gewißheit vorauszuſehen, daß der Staat wieder einmal mit Krieg heimgeſucht werden wird. Laſſet uns für dieſen Fall das Rettungsmittel zu verwahren ſuchen. Andrer Bequemlichkeiten wegen, welche die Pfandbriefe dem Volke gewähren, mag es für immer erlaubt ſeyn, den vierten Theil eines Guts mit Pfandbriefſchulden zu belaſten, das zweyte Viertel aber ſoll für den Fall der Noth offen gehalten werden, zur Hypothek für Pfandbriefe einer zweyten Claſſe. Vom dritten und vierten Viertel kann Sicherheit andern Gläubigern geleiſtet werden, welche Luſt haben, darauf zu borgen. Bey den Anſchlägen der Güter aber ſoll der Durchſchnitt ſo angenommen werden, daß das ſechste Jahr für ein Kriegsjahr gerechnet und demnach, wenn z. E. die reinen Revenuen von zehn Jahren nachgewieſen ſind, dieſe für die Einkünfte von zwölf Jahren angenommen werden, um darnach den Werth des Gutes zu beſtimmen. Um aber den Beſitzer zu nöthigen, daß er ſich der Pfandbriefe entledige, welche auf dem zweyten Viertel des Gutes haften, werden nach Verlauf einiger Zeit, während welcher ſich ein vernünftiger und ſorgſamer Hausvater wieder hat erholen können, die Zinſen der Pfandbriefe zweyter Claſſe erhöht und dieſe Erhöhung wird in einer allmählig aufſteigenden Progreſſion vergrößert, ſo daß

der Grundbeſitzer durch ſein Intereſſe gezwungen wird, ſich von dieſer drückenden Schuld los zu machen. Hätte man nun das Creditſyſtem auf dieſe Weiſe modificirt, ſo würden zwar die Gutsbeſitzer auch wieder in Verlegenheit gekommen ſeyn, allein man würde ihnen nach geendigtem Kriege auf eine den übrigen Staatsbürgern nicht nachtheilige Weiſe wieder haben aufhelfen können, man würde Pfandbriefe zweyter Claſſe ausgefertigt haben, dieſe Pfandbriefe würden gern gekauft worden und der Cours der erſten würde vielleicht nie ſo tief geſunken ſeyn, als es im Laufe des Krieges der Fall war. Wenigſtens dürfte eine ſolche vorbauende Maßregel beſſer geweſen ſeyn, als die, welche man ergriffen hat, das Moratorium. Denn ich kann der Ueberzeugung nicht widerſtehen, daß durch dieſe Maßregel das Unglück nur vervielfacht, der Schuldner nicht gerettet, aber der Gläubiger mit in ſeinen Ruin gezogen worden ſey, daß ſelbſt in dem Falle, wenn dieſe Maßregel nicht allgemein ausgedehnt, ſondern auf einzelne ohne ihre Schuld unzahlfähig gewordne Schuldner, die nicht anders hätten gerettet werden können, eingeſchränkt worden wären, das Unglück nur dem einen genommen und dem andern aufgelaſtet worden wäre, doch würden durch dieſe Einſchränkung wenigſtens Millionen Thränen erſpart worden ſeyn. Die Sache iſt ſo oft beſprochen worden, daß ich nichts beſſeres beyfügen kann als eine Stelle aus Cicero (lib. II. de officiis cap. 23. f.) At ille Graecus (Aratus Sicyonius) omnibus consulendum putavit: eaque est summa ratio et sapientia boni civis, commoda civium non divellere, atque omnes aequitate eadem continere. Habitant gratis in alieno. Quid ita? Ut, cum ego emerim, aedificarim, tuear, impendam, tu, me invito, fruare meo? Quid est aliud, aliis sua eripere, aliis dare aliena? Tabulae vero novae, quid habent argumenti,

nisi, ut emas mea pecunia fundum: eum tu habeas, ego non habeam pecuniam? Quamobrem ne sit aes alienum, quod reipublicae noceat, providendum est; quod multis rationibus caveri potest: non si fuerit, ut locupletes suum perdant, debitores lucrentur alienum, nec enim ulla res vehementius rempublicam continet, quam fides: quae esse nulla potest, nisi erit necessaria solutio rerum creditarum. Nunquam vehementius actum est, quam me consule, ne solverentur; armis et castris tentata res est ab omni genere hominum et ordine: quibus sic restiti, ut hoc tantum malum de republica tolleretur. Nunquam nec majus aes alienum fuit, nec melius, nec facilius dissolutum est. Fraudandi enim spe sublata, solvendi necessitas consecuta est, cet. Ab hoc igitur genere largitionis, ut aliis detur, aliis auferatur, aberunt ii, qui rempublicam tuebuntur: inprimisque operam dabunt, ut juris, ut judiciorum aequitate suum quisque teneat, et neque tenuiores propter humilitatem circumveniantur, neque locupletibus ad sua vel tenenda vel recuperanda obsit invidia. Haec magnorum hominum sunt: haec apud majores nostros factitata: haec genera officiorum, qui persequuntur, cum summa utilitate reipublicae magnam ipsi adipiscentur et gratiam et gloriam.

So hat denn ein Theil des Adels durch ſeinen Eigennutz einer großen Zahl von Staatsbürgern und ſeinem eignen Stande, ja vielleicht dem Staate ſelbſt tiefe Wunden geſchlagen und iſt tief geſunken von ſeiner Hoheit. Dennoch iſt die Dauer dieſes Standes zu wünſchen, nur unter den Bedingungen, welche die gegen-

wärtige Lage der Dinge und die Stufe der Kultur, welche wir erſtiegen haben, erheiſchen. Er muß dauern, weil auch ſelbſt auf dieſer Stufe der Kultur es vortheilhaft iſt, wenn es vermittelnde Perſonen oder Stände zwiſchen dem Herrſcher und dem Niedrigſten im Volke gibt; er kann aber nur in ſeiner Weſenheit beſtehen, wenn er unabhängig iſt, und das kann er nur ſeyn durch den Beſitz eines hinlänglichen Vermögens, um den ſeiner Stellung nöthigen Aufwand zu machen; denn nichts kläglicheres, weniger Achtung gebietendes kann es wohl geben, als ein zwiſchen Hochmuth und Kriecherey getheiltes Weſen, welches durch Vornehmthun in Mienen, Geberden und Worten ſich ſchadlos hält für die Demüthigungen, zu denen es ſich gegen die Wucherer — gewöhnlich Juden — verſtehen muß, denen ſeine Subſiſtenz in die Hände gefallen iſt. Wie man nun den Beſtand herrſchender Dynaſtieen durch die Untheilbarkeit ihres Beſitzes geſichert hat, ſo dürfte eine ähnliche Maßregel auch zur Erhaltung des Adels in ſeiner Weſenheit nützlich ſeyn. Es gibt gewiſſe Dinge, die an ſich Uebel ſind, aber doch zugelaſſen, ja ſelbſt veranlaßt werden müſſen, um größern Uebeln zu ſteuern. So würde es ein großes Unglück für einen Staat ſeyn, wenn in demſelben eine Untheilbarkeit des Grundbeſitzes allgemein eingeführt wäre, aber ſehr wohl kann ich es mir als nützlich denken, wenn in jedem Diſtricte wenigſtens gewiſſe Grundbeſitzungen untheilbar wären und man die Bildung einer gewiſſen Zahl von Majoraten in einem ſolchen begünſtigte. In ſolchen würde nur der Erſtgeborne der Erbe des väterlichen, nur bis auf die Höhe des vierten Theiles ſeines Werthes mit Pfandbriefſchulden belaſtbaren Grundeigenthums ſeyn, und die übrigen Kinder eine verhältnißmäßige Apanage erhalten. Stürbe eine ſolche Familie aus, ſo würde zwar das Majorat, oder wie man es ſonſt nennen will, an den Staat zurückfallen, doch würde er es nicht als Domaine einziehen

dürfen, ſondern verpflichtet ſeyn, es als Dotation von neuem einem verdienten Manne und deſſen Familie als ein unveräußerliches, untheilbares Erbeigenthum zu verleihen. So werden ſich unabhängige, vermögende Edle erhalten, von denen ſo viel Herrliches ausgegangen iſt in den Zeiten, wo es ſolcher gab, und noch heute viel Herrliches ausgeht in den Staaten, wo es an ſolchen nicht ganz fehlt, und hier denke ich unter andern an das Nationalmuſeum in Ungarn. Dergleichen vermögende Grundeigenthümer ſind eine große Wohlthat für den Staat, ſie ſind im Stande, große Unternehmungen einzuleiten und zu unterſtützen, ihr Intereſſe ſteht in einem genauen Zuſammenhange mit dem des Ganzen und ihre Wohlhabenheit ſetzt ſie weniger der Verſuchung aus, Begünſtigungen zu ſuchen, welche dem Individuum oder ſeiner Partey günſtig ſind, und dem Ganzen ſchaden; ſie eignen ſich daher ganz beſonders für eine Repräſentation, ja, ich möchte ſagen, es dürfe an ſolchen in keinem Staate fehlen, der eine repräſentative Verfaſſung hat.

Dieſem Syſtem faſt gerade entgegen ſteht das bisher ſo beliebt geweſene Syſtem des Dismembrirens. Kann aber jenes ſchädlich werden durch eine zu große Ausdehnung, ſo ſcheint dieſes noch nachtheiliger werden zu können. Man denke ſich einmal den Fall, daß ein jedes Landgut dismembrirt werde in eine gewiſſe Anzahl kleinerer Güter und daß es erlaubt ſey, dieſe wiederum zu theilen, dagegen verboten, mehrere Stücke Landes anzukaufen, um wieder ein größeres Eigenthum zu bilden. Dadurch wird allerdings die Bevölkerung gewinnen und es werden vielleicht funfzig Menſchen da ihren Unterhalt finden, wo vorher nur einer, aber freylich viel bequemer und fröhlicher als ſie, lebte. Das ganze Grundeigenthum wird aber zuletzt in ſo kleine Partieen zerriſſen werden, daß jeder Eigenthümer nur ſo viel haben wird, um mit genauer Noth ſeines Lebens Nah-

rung beſtreiten zu können; keiner von ihnen wird im Stande ſeyn, einen Vorrath aufzuſparen, um in einem Fehljahre von ihm leben zu können, keinem wird es möglich ſeyn, ein Capital zurückzulegen, durch welches er in der Noth den Staat unterſtützen, oder welches ihn in den Stand ſetzen könne, Verbeſſerungen des Ackerbaues und der ökonomiſchen Induſtrie überhaupt zu verſuchen; und treten Hunger oder Krieg ein, ſo wird ein unausſprechliches Elend entſtehen. Die meiſten von denen daher, welche von Grund und Boden allein leben und ſich nicht durch Tagearbeit oder als Handwerker noch einen Theil oder den Haupttheil ihres Einkommens verdienen, müſſen ſo viel beſitzen, daß ſie im Stande ſind, für die Zeit des Mißwachſes einen Vorrath und für die Zeit, wo der Staat größere Anforderungen an ſie machen muß, ſo wie für die Verbeſſerung ihres Gewerbes, für die Erziehung, die Bildung und Ausſtattung ihrer Kinder ein, wenn auch nur kleines, Capital zurückzulegen. Das werden freylich nicht alle thun, ſie werden es aber alle thun können; und wer ein weniger ſorgſamer Hausvater iſt, wird den Gewerben für den Luxus in die Hände fallen. Das iſt aber lange nicht ſo ſchlimm, als wenn er verhungert, und was man auch vom Luxus ſagen mag, auch er hat ſein Gutes und eine gebildete Nation ohne Luxus iſt nicht denkbar, indem eine höhere Bildung nur erzeugt werden kann, wenn die Bedürfniſſe ſich auf etwas mehr erſtrecken, als bloß auf des Lebens Nahrung und Nothdurft, ſo daß eine Geſellſchaft von Staatsbürgern, welche bloß auf Graben, Pflügen, Handwerkern angewieſen wäre, um ſo viel zu verdienen, daß ſie trocken Brot eſſen, Waſſer trinken und ihre übrigen Naturbedürfniſſe mit der höchſten Noth befriedigen könnte, ſich nimmermehr auf eine nur geringe Stufe eines edlern, menſchlichern Seyns erheben, ja nicht einmal ein körperlich kräftiges Volk geben würde. Wie ſehr fand ich das beſtätigt, als ich

einſt einen mit Menſchen, welche nur ſo viel erwarben, daß ſie ihre dringendſten Bedürfniſſe beſtreiten konnten, überfüllten, übrigens ſehr ſorgfältig angebauten Diſtrict einer gewiſſen Provinz durchreiſ'te. Welche hohle Geſtalten, welche verkümmerte Kinder! welche große Sterblichkeit! Doch man iſt von dem Irrthume, das Heil des Staats beruhe auf einer recht großen Maſſe von Menſchen, die auf einer Quadratmeile, ſey es behaglich und geſättigt, oder in Sorgen und Hunger leben, zurückgekommen; man kann daher mit Grunde hoffen, daß das Dismembrationsſyſtem nicht zu weit ausgedehnt, das Land nicht in zu kleine Beſitzungen zerriſſen, auch bey der Anlage von Colonieen, zu denen freylich nicht mehr viel Platz iſt, auf die Schädlichkeit eines zu beſchränkten Grundeigenthums Rückſicht genommen werden werde. Ich kehre alſo wieder zu meinem Hauptgegenſtande zurück, zu der wenigſtens der Prüfung werthen Idee, daß man einen unveräußerlichen, untheilbaren Grundbeſitz einzelner adeliger Familien begünſtigen möge. Damit würde dann aber die Einrichtung verbunden ſeyn müſſen, daß der Adelsrang des Beſitzers nur auf den geſetzmäßigen alleinigen Erben des Grundbeſitzes übergehe, daß, wenn dieß der erſtgeborne Sohn iſt, ſein Rang nur auf dieſen forterbe, die übrigen eine Stufe niedriger treten, z. E. die Söhne des Grafen in den Rang von Baronen, die der Baronen in den Rang des Edelmanns und die Söhne der Adeligen in die Reihe der Bürgerlichen treten, ja es wäre gut, wenn dieſe Einrichtung allgemein gemacht und auch für die Adeligen eingeführt würde, welche keine Grundbeſitzer ſind. Dadurch würde eine Verſchmelzung der Stände bewirkt werden, ohne daß ihr Unterſchied aufhörte; und dieſe Verſchmelzung ſcheint um ſo nothwendiger zu ſeyn, damit die verkehrte Anſicht von der menſchlichen Natur, von den Anſprüchen der Geſammtheit der Staatsbürger auf Berückſichtigung des Wohls ihrer Aller, und damit

jene Richtung der Denkweiſe der Adeligen von geringe⸗rer Bildung, vermöge der ſie den Bürgerlichen für eine Art von unreinem Weſen und als zu einer ganz andern Menſchengattung gehörig anſehen und die einem gemein⸗nützigen Wirken die größten Hinderniſſe in den Weg legt, ausgerottet werde. Es wird ferner die Strafe aufgehoben werden müſſen, welche in der Entadlung eines adeligen Verbrechers beſteht. Denn eine größere Demüthigung oder vielmehr Erniedrigung des Bürger⸗ſtandes, als dieſe, kann es wohl nicht geben; es iſt nicht anders, als ob die Bürgerlichen dadurch gerade zu für gemeine Schurken erklärt würden. Sollte daher eine ähnliche Strafe noch ferner Statt finden, ſo würde es beſſer ſeyn, ſie dahin zu modificiren, daß ein ſolcher ſeines Standes entſetzter ſich Unedler von X ſchreiben müßte. Endlich ſey es Geſetz, daß Würden höherer Art den zu einer beſtimmten Stufe des Adelſtandes erheben, der ſie bekleidet, daß groſze, entſcheidende Verdienſte durch den Adel belohnt werden, auch daß der, welcher einen ſchuldenfreyen Grundbeſitz von einer gewiſſen Aus⸗dehnung erwirbt, in den Rang des Adels eintrete; da⸗für aber werde das Adeln für bloßes Geld ganz aufge⸗hoben. Die Concurrenz zu Staatsämtern ſey dabey ganz allgemein, es entſcheide darüber nur die Würdigkeit, welche Talente, Einſichten, Kenntniſſe, Thätigkeit und Sittlichkeit geben, ſchlechterdings nicht die bloße Geburt.

An dieſe Betrachtungen ſchließen ſich ſehr natür⸗lich die über den Stand derer an, welche die gemeinern mechaniſchen Arbeiten, die der bürgerlichen Geſellſchaft nothwendig ſind, vollziehen und recht eigentlich im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brodt erwerben. Nur groſze Armuth und frühe Angewöhnung kann den Men⸗ſchen zu dieſen Arbeiten beſtimmen. Zwar hat er von Natur Anlage und Luſt zur Thätigkeit, aber mehr zu ihrem freyen Spiele, als zu einer regelmäßigen, vorge⸗ſchriebenen, bis zur Ermüdung fortgeſetzten, an ſich

nicht angenehmen Arbeit, und je roher der Menſch iſt, deſto mehr will er durch äußere Reize dazu getrieben ſeyn. Daher bequemte ſich in der früheſten Zeit nur der Menſch dazu, welcher gezwungen werden konnte, der im Kriege zum Sklaven gemachte; und man kann wohl ſagen, die Sklaverey ſey ein ganz vorzügliches Beförderungsmittel der aufblühenden Kultur geweſen. Sie hat Gottlob! aufgehört, aber an die Stelle der Herrn über Leben und Tod iſt die dura necessitas der Natur getreten, die bisweilen eine härtere Herrſchaft übt, als jene, und hört dieſe auf, gelangt der Arbeiter zu einem reichlichern Lohne, ſo geſchieht eins von folgendem: er legt etwas zurück, bringt ſich in eine unabhängigere Lage, arbeitet aber mit Emſigkeit fort, weil die Gewöhnung an Arbeit ihm zur andern Natur geworden iſt; oder er entzieht ſich den mühſamern Geſchäften und dann iſt es natürlich, daß andere an ſeine Stelle treten müſſen, welche dieſelben übernehmen, weil ſie doch einmahl vollzogen werden müſſen; oder er bringt den Ueberſchuß ſeines Erwerbs durch und unterwirft ſich der dura necessitas von neuem. Der gewöhnlichere Fall iſt nach meiner Beobachtung der letzte und der erſte iſt der ſeltnere. Auch kann es füglich nicht anders ſeyn wegen der geringen Bildung, welche in dieſem Stande Statt findet. Die Kinder der Beweibten aus demſelben treiben ſich gewöhnlich auf den Straßen oder auf dem Felde herum, müſſen, ſobald die Hand nur zu einiger Kraft gereift iſt, an die mechaniſche Arbeit, die Schulbildung ſchränkt ſich auf wenige Elementarbegriffe und mechaniſche Kunſtfertigkeiten ein, und was noch wichtiger iſt, die Bildung des Gefühls, des Urtheils, der Vernunft, welche eine Wirkung des fortgeſetzten Umgangs mit gebildeten Menſchen iſt, fällt ganz weg. Ruhe und ſinnliches Vergnügen ſind daher die höchſten Güter, welche die Menſchen dieſes Standes kennen, und von Jugend an nur gewöhnt an einen nothdürfti-

gen Geldbeſitz, wiſſen ſie, wenn eine größere Summe in ihre Hände kommt, dieſe ſelten auf eine zweckmäßige Art anzuwenden, ſo wenig, wie die größere Freyheit, zu der ſie gelangen. Ich werde mich kaum irren, wenn ich die Bildung der meiſten ungefähr der gleich ſetze, welche der von Jugend auf ſorgfältig erzogene und unterrichtete etwa in ſeinem dreyzehnten oder vierzehnten Jahre haben kann. Sie bleiben daher immer in einem gewiſſen Zuſtande der Unmündigkeit und gewiſſe geſetzliche Beſchränkungen derſelben ſind nicht bloß der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern ihnen ſelbſt ſehr heilſam. Ich unterſcheide aber drey Abtheilungen der ganzen Claſſe. Die erſte begreift die männlichen und weiblichen Domeſtiken, beſonders in den Städten; die zweyte die Taglöhner, die dritte die Lehrjungen und Geſellen der Handwerker, Fabrikanten und Manufacturiſten, welche letztern jedoch gewöhnlich mehr unterrichtet zu ſeyn pflegen als die erſten.

Was die Domeſtiken oder das Geſinde, beſonders in den Städten, betrifft, ſo hatte die ſchärfere Gränzlinie, welche ehedem zwiſchen Herrn und Diener gezogen war, und die größere Unterwürfigkeit, welche dieſer gegen jenen beobachten mußte, das Nachtheilige, daß das Verhältniß Einzelner des dienenden Standes ſich bisweilen dem der Leibeignen näherte und harte Herrſchaften ſich Mißhandlungen erlaubten, welche jetzt nicht mehr geduldet werden; allein dieſer Nachtheil wurde durch den Vortheil ausgeglichen, daß, wenn auch Einzelne leiden mußten — und das doch nur auf kurze Zeit, weil ehedem, wie jetzt, der Wechſel der Herrſchaft in den Städten ihnen frey ſtand — der ganze Stand in den Schranken der Mäßigung und Beſcheidenheit erhalten wurde und eine größere Moralität und Religioſität in ihm Statt fand. Als aber jenes, mehr durch die Gewohnheit eingeführte als durch Geſetze beſtimmte, Verhältniß des Herrn und Dieners geſetzlich gemildert wurde,

ſchien allerdings die Lage der dienenden Claſſe unge-mein zu gewinnen, ja ſie wurde in den Zeiten der Theurung wünſchenswerther als die ihrer Herrn; al-lein im Ganzen hat ſie ſich ſehr verſchlimmert, und es iſt Verluſt auf beyden Seiten entſtanden, der auf das Ganze der bürgerlichen Geſellſchaft verderblich wirkt. An die Stelle der Beſcheidenheit und Unterwürfigkeit iſt unbändiger Trotz der Diener gegen die Herrn getreten, und die größere Annäherung beyder hat den dienenden Stand verführt, ſich auch im Aeußern, in der Klei-dung und in den Vergnügungen dem Herrenſtande gleich zu ſetzen. Ein Dienſtmädchen in ihrem Sonntagsſchmucke iſt an vielen Orten nicht von der Frau des Hauſes zu unterſcheiden. Die geringere Folge davon iſt die grö-ßere Einbildung, die das Mädchen jetzt von ihrer Per-ſönlichkeit bekommt; ſchlimmer iſt die damit nothwendig verbundene Anreizung, ſich ſchauen zu laſſen. Es wird alſo der freye Sonntag ertrotzt, nicht um die Kirche, ſondern um einen Tanzboden, oder einen andern öffent-lichen Beluſtigungsort zu beſuchen, wo man eine junge männliche Geſellſchaft findet. Veranlaſſungen zu unnö-thigen Nebenausgaben ſind hier unvermeidlich, noch mehr die zur Anknüpfung von Liebſchaften, und in der Hitze des Tanzes und eines berauſchenden Getränks, wohl gar zur Vergeſſenheit der weiblichen Schamhaftigkeit, inſo-fern dieſe durch die Herrn von Stande und Tempera-mente, die dem Reize, den ein ſchön geputztes Dienſtmäd-chen auf ſie macht, nicht widerſtehen können, noch ver-ſchont geblieben iſt. Der vermehrte Aufwand macht eine Vergrößerung ihrer Einnahme nöthig, ſie ſuchen da-her einen höhern Lohn zu ertrotzen, und weil eine große Harmonie in Abſicht ihres Auſtrebens gegen die Herr-ſchaften unter ihnen Statt findet, nicht anders als ob ſie geſetzlich zu einer Innung verbunden wären und das genügſamere, unſchuldige Mädchen, die noch neu in ih-rer Lage und von der Dreiſtigkeit der gewöhnlichen An-

maßung entfernt iſt, bald von ihren verſuchtern Schweſtern die nöthige Belehrung und Aufmunterung erhält, ſo bekommen ſie, was ſie verlangen, Lohn und Accidenzien werden geſteigert; und weil auch dann oft noch ein Deficit in der Caſſe entſteht, ſo wird der Dienſtbote nicht ſelten verführt, ſich durch einen Nebenverdienſt die nothwendige Zubuße zu verſchaffen, welcher nach und nach die Moralität der ganzen Claſſe zu Grunde richtet, wie denn z. E. faſt allgemein kleine Veruntreuungen bey Einkäufen, und das Einkaufen nicht da, wo es der Herrſchaft am vortheilhafteſten wäre, ſondern da, wo man durch kleine Belohnungen die gute Kundſchaft zu erhalten weiß, für völlig erlaubt gehalten werden. Das rächt ſich freylich; die fröhlich verlebte Jugend beſchließt ein trauriges Alter. Denn entweder bleiben ſie die Zeit ihres ganzen Lebens Dienſtboten, und dann gibt ſie die Unbrauchbarkeit des Alters dem größten Elende Preis, oder ſie ſind ſo glücklich, ſich mit einem Manne zu verbinden. In dieſem Falle ſetzen ſie entweder eine Zeit lang ihren Aufwand und ihr fröhliches Leben fort, um an den Bettelſtab zu gerathen, oder unterwerfen ſich der dura necessitas der Natur und verdienen auf eine redliche Weiſe im Schweiße ihres Angeſichts ein ſpärliches Auskommen. Auf dieſen glücklichſten Fall ſollte die Zeit ihres Dienſtes die Vorbereitung ſeyn, ſie iſt es aber, bey den jetzt beſtehenden Verhältniſſen, ſo wenig, daß der Wechſel ihrer Lage ſie, ſeltene Ausnahmen abgerechnet, nur unglücklich, ihnen wenigſtens das Loos ihres ſpäten Lebens nicht ſo angenehm machen kann, als es bey einem geringern Contraſte zwiſchen dieſem und dem der Jugendzeit werden könnte. So haben denn der Stand des Herrn und des Dieners gleichmäßig verloren, ohne daß ein Gewinn den Schaden erſetzt, und inſofern die moraliſche Verdorbenheit einer zahlreichen Claſſe auf das Ganze höchſt nachtheilig wirkt, inſofern iſt es ein wichtiger Gegenſtand des Nachdenkens, Ein-

richtungen zu treffen, durch welche ein beſſeres Verhält⸗ niß beyder Stände erreicht werden könnte. Unter dieſe würde beſonders die Sorge für eine beſſere Erziehung und einen beſſern Unterricht der Kinder der niedrigſten Claſ⸗ ſen gehören; denn ich habe einen großen Unterſchied zwiſchen den Dienſtboten gefunden, die man in der Jugend ſich ganz ſelbſt überlaſſen hatte, und denen, welche wenigſtens einige Erziehung und Unterricht genoſſen hatten.

Wir wenden jetzt unſern Blick auf die zweyte Ab⸗ theilung der niedern Claſſe, auf die Tagarbeiter, be⸗ ſonders auf dem Lande. Ein großer Theil dieſer ſeufzte unter dem Joche der Leibeigenſchaft, und die Unterthänig⸗ keit nöthigte manchen Vater, ſeine Kinder, noch nicht reif genug und ohne alle Schulbildung, einem harten Herrn zu ſchwerer Arbeit bey ſparſamer und elender Koſt zu überlaſſen. Man kann nun zwar nicht ſagen, daß die Rechte des Grundherrn über ſeine Unterthanen uſurpirt waren; ſie gründeten ſich auf Verträge, welche der Grundherr mit denen ſchloß, an welchen er die einzelnen Theile ſeines Eigenthums unter der Bedingung der Dienſtpflichtigkeit verliehe und die Verbindlichkeit, welche dieſe übernahmen, waren keinesweges erzwungen. Allein der Mißbrauch, welchen manche harte Herren von ihren Rechten machten, die Mißhandlungen, welche ſich manche erlaubten, die elende Koſt, die ſie dem Geſinde reichten und die Unbilligkeit, den nehmlichen Lohn zu geben, welcher in den Zeiten feſtgeſetzt worden war, wo eine Menge von Dienſten nicht den zehnten Theil ihres jetzigen Preiſes und alle wenigſtens um $\frac{2}{3}$ weniger koſte⸗ ten — eine Unbilligkeit, welche nimmermehr in dem Grundvertrage lag, der bey der Location eines Dorfs zwiſchen dem Grundherrn und ſeinen Unterthanen ge⸗ ſchloſſen wurde, welches man insbeſondere daraus ſieht, daß, wo der Lohn in Realien, z. E. beym Schneiden und Dreſchen des Getreides, beſteht, der Arbeiter auf ein ſehr günſtiges Verhältniß geſetzt iſt — machte die

Aufhebung oder Beſchränkung eines Theils der Rechte des Grundherrn nothwendig, und die Vernichtung der ſtrengen Unterthänigkeiten iſt eine der wohlthätigſten Anordnungen, für die unſere Regierung nicht genug geprieſen werden kann. Damit ließe ſich aber doch wohl ein durch Geſetze beſchränkter, auf die Vortheile des Arbeitsherrn und der Arbeiter gleichmäßig berechneter Dienſtzwang vereinigt denken, ja ein ſolcher könnte vielleicht dem Unterthan und dem Ganzen eben ſo vortheilhaft ſeyn, als dem Herrn. Zwar iſt es wahr, ein ſogenannter Hofdienſt iſt gewöhnlich ein ſchlechter und eine mit Unmuth und ſchlecht vollzogne Arbeit mit dem Namen Hofdienſt zu bezeichnen, iſt zum Sprichwort geworden. Aber man ſehe nur dem für Lohn gedungenen freyen Arbeiter zu, wenn die Augen ſeines Aufſehers abgewendet ſind, und man wird zwiſchen ihm und dem Hofbauer keinen großen Unterſchied finden, ja oft iſt er ſäumig in ſeiner Arbeit, bloß um die Ausſicht auf einen guten Lohn zu verlängern. Etwas anders iſt es, wenn das Haus, der Garten, der Acker, den er bauet, ſein Eigenthum iſt; aber es iſt völlig unmöglich, alle Lohnarbeiter zu Grundeigenthümern zu machen, d. h. die ganze Claſſe von Taglöhnern aufzuheben; ſie iſt unentbehrlich, wenn nicht ein völliger Stillſtand aller Geſchäfte Statt finden ſoll. Die Erhöhung des Taglohns aber kann, wenn der Gang der Dinge ein gewöhnlicher und dauernder, nicht ein außerordentlicher und ephemerer iſt, eine Folge der größern Kultur eines Landes ſeyn, iſt aber an und für ſich nichts vortheilhaftes und der Wohlſtand, zu dem ein Arbeiter dadurch gelangt, iſt nur von kurzer Dauer. Denn Getreidepreiſe und Arbeitslohn ſind gleichſam die Einheit, nach welcher ſich die Preiſe der Dinge beſtimmen; Erhöhung des Arbeitslohnes hat eine allmählige Erhöhung des Preiſes aller Dinge zur Folge und in kurzer Zeit kann der Arbeiter für ſeinen höhern Arbeitslohn nicht

mehr Bedürfniſſe beſtreiten, als früher bey größerer Wohlfeilheit mit dem geringern. Es ſcheint mir daher, als ob folgende Modification der Unterthänigkeit faſt beſſer als eine plötzliche völlige Aufhebung derſelben geweſen wäre. Die Verbindlichkeit, am Hofe zu dienen, wäre geblieben, aber nur für ein gewiſſes Alter und für beſtimmte Jahre feſtgeſetzt worden und man wäre im Stande geweſen, ſich für eine beſtimmte Summe davon loszukaufen. Das Geſindelohn aber hätte man weder von der Willkür des Herrn noch des Geſindes abhängig gemacht, ſondern es den Grundſätzen der Billigkeit gemäß feſtgeſetzt. Dabey hätte ſich die Herrſchaft nicht übel befunden, ſie wäre weniger abhängig von der Laune und dem Trotze der Dienſtboten geworden und das nachtheilige beſtändige Wechſeln des Geſindes, das Drängen der Mädchen auf dem Lande zum Dienſte in der Stadt wäre umgangen; die Abhängigkeit der Unterthanen, die, man ſage was man wolle, auf ein beſtimmtes Maß eingeſchränkt, für die niedere Claſſe viel wohlthätiger iſt, als unbedingte Freyheit, wäre gemildert, aber nicht aufgehoben worden, und es wäre nicht eingetreten, was jetzt geſchehen iſt, daß der Grundherr ſeinen Unterthanen entfremdet worden wäre und bey dem Verluſt der bisherigen Rechte ſich auch von der Verbindlichkeit, ſeine Unterthanen auf väterliche Weiſe zu unterſtützen, losgeſagt hätte. Der Nachtheil dieſer Entfremdung wird auch an manchen Orten dem gemeinen Manne ſelbſt ſchon fühlbar, und es könnte wohl ſeyn, daß er zwar nie und unter keiner Bedingung zu der alten ſtrengen Unterthänigkeit zurückkehren, ſich aber doch wohl eine größere Abhängigkeit gefallen laſſen möchte, wenn damit ein freundlicheres Verhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Herrn hergeſtellt und manche Begünſtigung, die er von dieſem ſonſt erhielt, wieder erlangt werden könnte. Auch die Aufhebung der Abgabe an die Herrſchaft, wenn ein Einſaſſe in fremde Dienſte

gehen wollte, ſcheint mir nicht ganz zweckmäßig. Dieſe Abgabe hob die Freyheit des Einſaſſen, fremde Dienſte zu ſuchen, nicht auf, beſchränkte ſie aber, und das war inſofern gut, als es einen Grund mehr gab, der heilſamen Lehre zu folgen: Bleib im Lande und nähre dich redlich! Das häufige Wechſeln des Dienſtes, das Herumziehen von Ort zu Ort taugt nichts und es iſt nothwendig, es, ſo weit es geſchehen kann, ohne der natürlichen Freyheit zu großen Abbruch zu thun, zu beſchränken und zu verhüten. Damit endlich, daß die Abzugsprocente aufgehoben ſind, welche ſonſt an die Herrſchaft bezahlt wurden, wenn ein Unterthanengut in fremde Hände ging, hat man dem Gutsherrn einen Theil ſeiner Einkünfte entzogen, bloß um den gegenwärtigen Beſitzern ſolcher Unterthanengüter damit ein Geſchenk zu machen. Denn nur dieſen kommt es zu gut, indem ſich dadurch der Werth ihres Beſitzes erhöht und der Käufer deſſelben zahlt jetzt dem Verkäufer, was ehedem der Gutsherr erhielt und hat keinen weitern Vortheil, als den, das Gut wieder ſo verkaufen zu können. Zwar ſcheint es, als ob der Verkauf der Güter weſentlich dadurch befördert würde; wenn denn dem aber auch wirklich ſo wäre, ſo möchte ich das dadurch erleichterte Circuliren des Grundeigenthums nicht für eine Einrichtung halten, die das Wohl des Landes befördern könnte. Es entwickelt ſich daraus jene verderbliche Speculation, ein Grundeigenthum an ſich zu bringen, es ſo gut als möglich zu benutzen, ſcheinbare Verbeſſerungen zu machen und es ſodann mit Gewinn wieder zu verkaufen, um einen neuen ähnlichen Erwerb zu verſuchen.

Ich komme zu der dritten Abtheilung der dienenden Claſſe, welche die Lehrburſchen und Geſellen der Handwerker, Fabricanten und Manufacturiſten unter ſich begreift. Es gibt gewiſſe Handwerke, welche nur wenig Kunſtgriffe erfordern und wobey Kinder und weibliche Perſonen faſt gleiche Arbeit mit dem Meiſter ma-

chen können, wie die gemeine Leinweberey, Strumpfſtrickerey und andere. Sie geben gewöhnlich einen nur geringen Ertrag, denn die Concurrenz iſt zu groß; daher ſind dieſe Handwerker gewöhnlich arm. Andre verlangen größere Kunſtfertigkeit und es ſind kunſtverſtändige Gehülfen, die Geſellen, nöthig; der Ertrag, welchen ſie geben, ſteht nicht immer im Verhältniß mit der größern oder geringern Kunſtfertigkeit, welche dazu erfordert wird, ja dieß Verhältniß kehrt ſich in manchen Fällen um, ſo daß ein Handwerk, welches viel Kenntniſſe und mechaniſche Fertigkeit erfordert — z. E. Damaſtweberey — viel weniger lohnt, als das, wo man mit einer geringen Ueberlegung und mit wenigen Kunſtgriffen fortkommen kann. Ferner erfordern gewiſſe Handwerke oder Künſte ein anſehnliches Capital, z. E. die Färberey, und es iſt natürlich, daß ſie einträglich ſind, weil wenigſtens die Zinſen des angelegten Capitals gewonnen werden müſſen und nicht leicht Jemand ſein Vermögen auf einen Erwerbszweig anlegen wird, wenn er nicht die wahrſcheinliche Ausſicht hat, wo nicht mehr, doch die Intereſſen davon zu erwerben. Andre Handwerke endlich verlangen ein geringes Capital, können wohl gar ohne ein ſolches betrieben werden, wenn man nur im Stande iſt, ſich in den Beſitz der nöthigen Inſtrumente zu ſetzen. Drey Stücke ſind es nun überhaupt, von denen das Wohl und Wehe der Handwerker und des durch ſie bedienten Publicums abhängt: 1) eine nicht allzu große Concurrenz; 2) Beſitz einiges Vermögens oder wenigſtens Credit; 3) Handwerksehre, welche zum Theil durch eine genaue Kenntniß des Gewerbs und eine meiſterhafte Kunſtfertigkeit bedingt wird. Was das erſte betrifft, ſo gilt hier faſt das nehmliche, was ich oben vom Grundeigenthum geſagt habe. Vertheilt ſich der Gewinn, den ein gewiſſes Handwerk abwerfen kann, unter eine ſo groſe Anzahl von Familien, daß eine jede nur zur höchſten Nothdurft ihre dringend,

ſten Bedürfniſſe befriedigen kann, ſo hat der Staat eine Menge Familien, die, auch in wohlfeilen Zeiten, eine bejammernswerthe Exiſtenz führen, ihre Kinder wachſen bey ſpärlicher oder ungeſunder Nahrung auf, entbehren der nöthigen Pflege, weil die Mutter dem Erwerb leben muß, verkümmern alſo körperlich, werden zugleich aber auch in ihrer geiſtigen Bildung vernachläſſigt, weil ſie früh an die Tagarbeit müſſen und die Aeltern ſie entweder gar nicht die Schule beſuchen laſſen können, oder ſie derſelben ſehr früh und gerade in dem Alter entziehen müſſen, welches der Schulbildung am günſtigſten iſt. So iſt es in wohlfeilen Zeiten; tritt aber Mißwachs und Theurung oder eine Verminderung des Abſatzes ein, dann wird die Noth ungeheuer und bleibt nicht auf die Claſſe dieſer Menſchen allein eingeſchränkt, ſondern verbreitet ſich auch auf die übrigen wohlhabendern und auf die Regierung, weil man die Armen doch nicht verhungern laſſen kann. Stellte man ſich nun einen Staat vor, in welchem alle Handwerke, bey denen es ſich nur thun ließe, und wirklich läßt es ſich bey den meiſten wenigſtens verſuchen, in dieſe Verfaſſung gebracht wären, ſo würde in einem ſolchen in Zeiten des Mißwachſes, der Theurung, der Schmälerung des Erwerbs u. ſ. w. ein unnennbares Elend entſtehen, und das Ganze würde ſich zuletzt mit einer blutigen Revolution endigen. Man hemme daher einer Seits nicht die freye Concurrenz da, wo man ſieht, daß ſie noch keinesweges zu groß iſt, aber man laſſe ſie nicht ganz unbeſchränkt, man ſetze Maß und Ziel, beſonders bey den Gewerben, welche zwar ohne ein bedeutendes Capital, aber mit einem ſolchen doch viel beſſer betrieben werden können, als wenn gar kein Fonds da iſt, und ſo komme ich auf den zweyten Punct, daß der Beſitz einiges Vermögens, wenigſtens Credit, ein Bedingniß der Wohlfahrt, wenn auch nicht aller, doch vieler Handwerke ſey.

Ich meine hier hauptſächlich ſolche, bey denen viel auf Zeit und Quantität des Einkaufs der rohen Materialien und auf die größere Vollkommenheit der Werkzeuge und Maſchinen ankommt. Beyſpiele werden das deutlicher machen. Ein Schuſter z. E. bedarf zwar nur weniger Werkzeuge und iſt leicht etablirt, allein, wenn er vermögend iſt, ſo kann er ſich früh genug den nöthigen Vorrath von Leder anſchaffen, um dieſen lange genug ablagern laſſen zu können, er kann die Zeit eines wohlfeilen Einkaufs benutzen und ſich als Abnehmer großer Quantitäten billigere Preiſe verſchaffen. Der arme Schuſter dagegen kauft ſein Leder aus der letzten Hand, zahlt dafür einen höhern Preis, verarbeitet daſſelbe ſo friſch als er es bekommt, das Material iſt alſo großen Theils ſchlechter, und um nun die Vortheile, welcher der wohlhabendere voraus hat, auf andre Art zu erſetzen, arbeitet er flüchtig, um eine größere Quantität Waare verfertigen zu können, ſchlägt, um Abnehmer zu finden, dieſe um einen möglichſt geringen Preis los und verſorgt das Publicum ſchlecht. Er wird das nicht lange thun können, wird man mir einwenden. Ich antworte darauf mit einer Erfahrung. Ich lebte eine Zeit lang in der Nähe eines Orts, wo der Hauptverkehr der Märkte in Schuhmacherarbeit beſtand. Man kauft auf dieſen Märkten ſolche Arbeit um einen Spottpreis, aber von 100 Schuhen taugen 99 nichts, ja es gab ſolche, welche die Fußwanderung von einer Meile nicht aushielten; dennoch erhielt ſich der große Abſatz. Der Kauf war nehmlich eine Art von Lotterie, ein Wagſpiel, zu dem der Menſch ſich ſo hinneigt; ein Paar von hundert Schuhen war dauerhaft, jeder hoffte dieſes zu kaufen, und wenn auch noch ſo oft getäuſcht, ließ man ſich doch wieder hintergehen, ſo wie der gemeine Mann ſeinen Glauben an das Kalenderwetter behält, ob gleich dieß mit dem wirklichen Wetter unter hundertmalen nur einmal, aber doch einmal

übereinſtimmt. Auf eine ähnliche Art, wie mit dem Schuſter, verhält es ſich mit einem Tiſchler. Er muß ſo viel Vermögen haben, um ſich einen hinlänglichen Vorrath von rohem Material ankaufen und daſſelbe recht austrocknen laſſen zu können, wozu bey den vorzüglichern Holzarten eine lange Zeit gehört; er muß den nöthigen Raum haben, dieſen Vorrath zu bergen, er muß im Stande ſeyn, ſich dauerhafte Werkzeuge von gutem Stoffe anzuſchaffen. Der ganz arme Tiſchler, welcher das nicht kann, ſein Material verarbeitet, wie er es aus den Händen des Verkäufers erhält und mit untauglichen Werkzeugen verſehen iſt, wird ſeine Abnehmer unmöglich mit guter Arbeit verſorgen können. Eben ſo iſt das Etabliſſement eines Bäckers mit wenig Koſten verbunden, aber er bedarf eines Capitals, um ſich mit einem hinlänglichen Vorrath von Getreide und dem Raume dazu zu verſorgen, und käme es dahin, daß das Bäckergewerb ſich unter ſo viele Familien vertheilte, daß ſie alle nur ſehr nothdürftig davon leben könnten, ſo würde es in den Zeiten großer Theuerung ſehr ſchlimm um das Publicum ſtehen, ja wir würden in dem Stücke ſchon Brotmangel in den Zeiten empfinden, wo das Getreide wohlfeil wäre, aber wegen der Menge andrer Geſchäfte auf dem Lande nur ſparſam zu Markte gebracht werden könnte. Reiche Bäcker könnten freylich bey großer Theurung bedeutend gewinnen, wenn ſie aus früher wohlfeil gekauftem Getreide theures Brot büken; allein ſie hätten das Verdienſt, die Magaziniers des Publicums zu ſeyn, und es iſt doch wahrhaftig beſſer, theures Brot zu eſſen, als zu verhungern. Es ſey an dieſen Beyſpielen genug, um das oben geſagte in ſein gehöriges Licht zu ſetzen. Es bleibt mir nur noch übrig, über den dritten Punkt, die Handwerksehre, einige Worte zu ſagen.

Dieſe Ehre hängt ab von dem Wohlſtande, den ein Handwerk gibt und vorausſetzt, von dem Grade

der Kunſtfertigkeit und der Ueberlegung, welche dazu erfordert wird, und von dem Geiſte und der Zucht, welche unter den Genoſſen eines Gewerbes, als eines Ganzen, herrſchend ſind. Leinweber, Schneider, Stricker ſind z. E. nur wenig geachtet, weil ſie großen Theils arm ſind, weil ihr Gewerbe eine nur mäßige Kunſtfertigkeit erfordert, weil ihnen endlich alles in ihr Handwerk pfuſchert. Geachtet waren die jetzt großen Theils durch Dampfmaſchinen verdrängten Tuchbereiter wegen der guten Nahrung, welche ihnen ihr Gewerbe gab, aber die beſtändigen Schlägereyen, welche unter den Geſellen dieſes in zwey völlig parallelgehenden, nur dem Namen nach verſchiedenen Genoſſenſchaften getheilten Gewerbs gewöhnlich waren, machten, daß man ſo wenig als möglich mit ihnen in Berührung zu kommen ſuchte und ſie mehr fürchtete als achtete. Die Handwerksehre wird demnach gefährdet, oder vielmehr zu Grunde gerichtet, wenn man durch die möglich größte Vertheilung des Erwerbgewinns den Wohlſtand des einzelnen Handwerkers ſo ſchmälert, daß er kaum die dringendſten Bedürfniſſe beſtreiten kann, wenn man dem Pfuſcher keine Schwierigkeit macht, ſich zu etabliren und ohne vorgängige Unterſuchung von Männern vom Fache, ob er auch ſein Gewerbe gründlich verſtehe, jedem gegen Löſung des Gewerbſcheins erlaubt, ſeine Werkſtätte anzulegen, wenn man den Eſprit de Corps, der ſich in der Genoſſenſchaft der Handwerker einer Gattung als einem geſchloſſenen, doch dem höhern untergeordneten Ganzen erzeugen kann, ſtatt ihn in Richtungen zu leiten, in denen er der Genoſſenſchaft ſowohl, als den übrigen Bürgern des Staats wohlthätig werden könnte, möglichſt ſchwächt oder ganz ertödtet, und, ſo viel es geſchehen kann, Spaltungen unter ihnen veranlaßt. Sey nun die allgemeine polizeyliche Aufſicht auch noch ſo gut, ſo wird ſie das Publicum nicht vor ungeſchickten Handwerkern ſchützen, die geſchickten Handwerker werden aus

Mangel an Gehülfen nicht im Stande ſeyn, ihre Gewerbe mit Kraft fortzuſetzen und die Stadtgemeinen werden genöthigt ſeyn, für Weib nnd Kinder derjenigen Handwerker zu ſorgen, die ſich genöthigt geſehen haben, das Weite zu ſuchen und, durch eine unglückliche Erfahrung belehrt, ſich wieder als Geſellen anſtellen zu laſſen.

Die Erwägung ſolcher Folgen aus dem ſo eben angeführten Syſteme und noch mehr die Erfahrungen, welche man machte, waren es unſtreitig, welche unſere Vorfahren beſtimmten, die zu große Concurrenz bey vielen Handwerken durch Privilegien zu beſchränken, Zünfte und Innungen zu errichten und durch Beweiſe, welche der Geſell den Meiſtern ſeiner Kunſt von ſeiner Kunſtfertigkeit ablegen mußte, ſo viel als möglich zu verhüten, daß ſich nicht Pfuſcher eindrängten. Die franzöſiſche Revolution und Theorien gelehrter Männer über die Staatsverwaltung — eine Kunſt, in welcher man bey der erſten Unterſuchung eine Anſicht faßt, tiefer eindringend eine zweyte gewinnt, noch weiter forſchend eine dritte, eine vierte gewahrt, und eine Kunſt, die, in den Höhen der reinen Speculation erſcheinend, oft einem Hagelwetter gleicht, welches verderbend über die Fluren zieht — ich ſage, die franzöſiſche Revolution und jene Theorien haben hier eine völlige Umkehrung der Begriffe und eine Reform veranlaßt, die in ihren ſpätern Folgen vielleicht noch verderblicher werden dürfte, als ſie durch ihre erſten auf einen großen Theil der Staatsbürger bereits gewirkt hat. Nicht als ob ich Monopolien, Privilegien, fehlerhaften Zunft- und Innungsgebräuchen das Wort reden wollte; wer könnte es billig finden, daß, wenn in manchen Städten Verkehr und Einwohnerzahl ſich beynahe verdoppelt hätten, die Zahl der privilegirten Gewerbe auf die in einer frühern Zeit feſtgeſetzte eingeſchränkt blieb? wen mußten nicht gewiſſe Handwerksgebräuche, die ganz das Gepräge der rohen Zeiten hatten, in denen ſie eingeführt wor-

den waren, empören? und wer konnte den Eigenſinn gut heißen, mit dem man ſich mancher heilſamen Einrichtung der Regierung widerſetzte? Allein ſo ungerecht und nachtheilig das auch immer gefunden werden mag, ſo iſt doch die eingetretene Neuerung ein viel größeres Uebel als das, was man dadurch hat heben, und eine viel größere Ungerechtigkeit als die, welcher man hat ſteuern wollen. Auf mehr als eine und zwey Millionen beläuft ſich in manchen Provinzen und gerade in ſolchen, wo Gewerbe und Handel am meiſten blühten, wo die Induſtrie und Bevölkerung eine vorzügliche Höhe erreicht hatten, wenn auch die Fabricate noch von dem höchſten Grade der Vollkommenheit entfernt waren — ein Beweis, daß die beſtandenen Einrichtungen doch nicht ſo ſchlecht geweſen ſeyn müſſen — der Werth der aufgehobenen Privilegien; dieſe Privilegien hatten faſt gleichen Credit mit dem Grundeigenthum, denn ſie waren vom Staate garantirt und wie hätte man alſo nicht Vertrauen haben ſollen; Witwen- und Waiſengelder hafteten auf ihnen — ein Beweis für wie ſicher jene Garantie auch von der oberſten Geſetzgebung gehalten wurde — und auf einmal wird die Nation um dieſes bedeutende Capital ärmer gemacht. Witwen und Waiſen bedürfen und verlangen die Zinſen der auf Gerechtigkeiten und Privilegien geborgten Gelder, aber mit welchem Recht kann man die Bezahlung dieſer Zinſen von dem verlangen, der ohne ſeine Schuld um das Capital gekommen iſt, welches er verzinſen ſoll, der den Gewinn, welchen er von ſeinem Privilegium ziehen konnte, mit andern nicht privilegirten theilen muß, und das zu einer nothvollen Zeit, wo eine Menge außerordentlicher Laſten und Ausgaben ſein Vermögen ohnedieß zerrüttet oder erſchöpft haben? Daß es ſo nicht bleiben konnte, daß der Verluſt eines theuer gekauften Privilegiums, welches durch keine Schuld des Beſitzers verwirkt war, wenigſtens zum Theil erſetzt werden mußte — wiewohl mir ein Fall bekannt iſt, wo ein

auf dieſe Weiſe entſtandner Verluſt von 4 bis 500 Thlrn. auch nicht durch einen Pfennig entſchädigt worden iſt — war natürlich, und meiner Meinung nach hätte es am zweckmäßigſten ſo gemacht werden können. Der Durchſchnittspreis der einzelnen Privilegien einer Gattung wäre beſtimmt und es wäre die allgemeine Concurrenz zu den Privilegirten unter der Bedingung eröffnet worden, daß der neu Zutretende die durch jenen Werth beſtimmte Quote erlegt. In einer Stadt wären z. B. funfzig privilegirte Schuſter geweſen und der Werth ihrer Privilegien hätte die Summe von 25,000 Thlr. betragen. Hätten ſich nun fünf neue Schuſter etabliren wollen, ſo wäre jene Summe unter 55 Schuſter zu theilen geweſen, der Werth des einzelnen Privilegiums hätte ſich auf den 55ſten Theil der ganzen Summe belaufen, wäre alſo etwas über 456 Thlr. geweſen. So viel wäre von jedem der fünf neu zutretenden bezahlt und davon wäre jeder der alten Privilegirten entſchädigt worden, indem man die ganze von den neu Zutretenden gezahlte Summe unter ſie vertheilt hätte. So würde ſich nach und nach der Werth der Privilegien vermindert, er würde ſich ins Gleichgewicht mit dem Ertrage des Gewerbes geſetzt haben, und wenn man dann das Heil des Ganzen auf keine andre Art, als durch Aufhebung dieſer Privilegien zu befördern gewußt hätte, ſo würde dieſe Aufhebung wenigſtens nicht gar ſo empfindlich für die dadurch Beeinträchtigten geweſen ſeyn. Statt dieſer Maßregel hat man das Syſtem einer verdeckten, mittelbaren Auflage ergriffen, ſo daß ſich das ganze Publicum in die Summe theilt, welche zur Ablöſung der Privilegien aufgebracht werden muß, auch der Fremde daran Theil nimmt, und jeder das Seinige, jedoch ohne daß er es gar zu deutlich bemerkt, dazu beyträgt. Bedenke ich, was durch die anſehnlichen Summen, welche ſolchergeſtalt aufgebracht werden, für das Heil des Landes hätte geſchehen, wie

unendlich dringendere Bedürfniſſe, als das einer plötzlich eintretenden Gewerbefreyheit, dadurch hätten befriedigt werden können, und erwäge ich dabey, daß kein Zeitpunkt zu ſolchen Auflagen weniger geeignet ſeyn konnte, als der nach einem das Land erſchöpfenden, entſetzlichen Zuſtande der Bedrängniß und Verwüſtung; ſo werde ich von der tiefſten Wehmuth ergriffen, ja ich kann der Verzweiflung kaum widerſtehen, wenn ich wahrnehme, daß wir uns durch jene Summe ſogar ein großes Unglück erkaufen. Es gibt nehmlich eine Menge Gewerbe, welche nur dann preiswürdige Fabricate liefern, wenn ſie in einem größern Umfange getrieben werden, und dazu gehört die Unterſtützung des Meiſters durch tüchtige Gehülfen. Jetzt ſchränkt ſich dieſe Unterſtützung auf die Lehrlinge und auf ſtümperhafte Arbeiter ein, weil jeder Geſell ſo bald als möglich ſich ſelbſt zu etabliren ſucht, und der ſoliden Arbeit wird dabey ſo wenig gefördert, daß man, wenn man nicht in die Hände junger Pfuſcher gerathen, ſondern von dem Meiſter bedient ſeyn will, der durch die frühere Arbeit ſich unſer Vertrauen erworben hat, Vierteljahre lang auf beſtellte Arbeit warten muß. Ehedem waren die Geſellen durch die Anordnungen, welche einzelne Gewerke getroffen hatten, in ihren Anſprüchen beſchränkt, jetzt iſt der Meiſter ihrer Willkür Preis gegeben, das Verhältniß hat ſich umgekehrt, der Meiſter iſt Knecht, der Geſell iſt Herr geworden und eine ſolche Umkehrung der Verhältniſſe iſt nothwendig von einem höchſt nachtheiligen Einfluſſe auf alle übrigen Staatsbürger. Man könnte aber fragen, warum halten die Meiſter nicht zuſammen, warum einigen ſie ſich nicht über gewiſſe Einſchränkungen, welche ſie zum Vortheil des ganzen Gewerbs der Willkür der jungen Männer, die die ihnen gewordne Freyheit nicht zu brauchen wiſſen, entgegenſetzen können? Wie iſt, antworte ich, eine ſolche Einigung möglich zwiſchen Meiſtern, von denen ein gro-

ger Theil nur dieſer eingeführten Willkür das gefähr⸗liche Glück eines eignen Heerdes verdankt? wie iſt es möglich, die bey der großen Vertheilung des Erwerbs⸗gewinnes in der Angſt, in der viele der Friſtung ihrer Subſiſtenz wegen ſind, aller Gemeingeiſt untergegangen iſt und jeder nur ſeinen beſondern augenblicklichen Vortheil zu erreichen ſucht, der eine Meiſter z. E., der in der größten Verlegenheit iſt, ſeine Kunden zu befriedigen, gern den Geſellen aufnimmt, welcher den andern Meiſter, den ehemahligen Anordnungen zuwider, verlaſſen und dieſen nun in dieſelbe Verlegenheit gebracht hat. Er weiß vielleicht die Unbilden recht gut, welche dieſer Geſell ſich gegen ſeinen vorigen Meiſter erlaubt hat; allein es bleibt ihm keine Wahl, da es bey ſei⸗ner gegenwärtigen Lage Gewinn iſt (z. E. bey den Töp⸗fern in der Zeit des angehenden Winters), ihn auch nur vier Wochen lang bey einigem guten Willen zu er⸗halten, und ſträubt ſich ſein Rechts⸗ und Ehrgefühl ge⸗gen die Aufnahme eines ſolchen Geſellen, der ſich un⸗gebührlich gegen den Mitmeiſter betragen hat, ſo wer⸗den alle Regungen deſſelben durch den Gedanken nieder⸗geſchlagen: was du nicht thuſt, das thut ein andrer und jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Sollte man aber der Unordnung, wenn ſie noch größer und fühlbarer werden wird, durch beſondre polizeyliche Beamte, die allein für dieſen Zweck angeſtellt wären, ſteuern wollen; ſo würde dieß dem Staate die Erhaltung einer Menge ſehr entbehrlicher Beamten mehr koſten, deren Geſchäft vorher eben ſo gut, oder wohl beſſer durch die unter den Genoſſen eines Gewerbes getroffene Ordnung ohne alle Koſten verwaltet worden wäre. So aber, wie es jetzt, kann es faſt nicht bleiben. Denn iſt zum eignen Etabliſſement eines Handwerkers weiter nichts erforder⸗lich, als daß er eine Zeit lang als Lehrjunge bey einem Meiſter geweſen ſey und ſo viel aufbringen könne, um einen Gewerbſchein und das nothdürftige Geräth zum

Betrieb des Gewerbes zu bezahlen, ſo geräth alles Handwerk in die Hände von Pfuſchern, keiner iſt im Stande, ſein Gewerbe ins Große zu betreiben, weil es ihm an Gehülfen fehlt, die Städte werden mit Familien überfüllt, welche, wegen der ungeheuren Concurrenz in die elendeſte Lage kommen, ſtatt daß ſonſt die Männer und Frauen, welche dieſe Familien bilden, als Geſellen und Dienſtboten ihr reichliches Unterkommen hatten, die überhand nehmende Noth wird Diebſtahl und Raub erzeugen, eine Menge leichtſinniger Familienväter werden die Ihrigen verlaſſen, ihre Kinder und Frauen werden dem Staate oder den Stadtgemeinen zur Laſt fallen und erwägt man, daß nach und nach, vermöge der Städteordnung, die ganze Verwaltung des Gemeinweſens in die Hände verſchuldeter Bürger gerathen muß, ſo erſcheint kein Bedürfniß ſo dringend, kein Wunſch ſo gerecht, als der, daß dieſem Uebel ſchleunigſt vorgebeugt werden möchte. Die Concurrenz muß eingeſchränkt werden, und es liegt darin, daß den Handwerkern der meiſten Claſſen, welche ſich etabliren wollen, die Zahlung einer nach der beſondern Lage eines jeden Gewerbes zu beſtimmenden größern oder kleinern Summe zugemuthet werde, eben ſo wenig ungerechtes, als darin, daß jeder noch ſo kleine Grundeigenthümer ein Capital oder Credit haben muß, um ſich ein Grundeigenthum zu kaufen. Der angehende Handwerker wird dadurch zur Arbeitſamkeit und Sparſamkeit beſtimmt, und reichen dieſe zur Erwerbung des nöthigen Capitals nicht hin, ſo ſucht er durch ein anſtändiges Betragen die Hand eines begüterten Mädchens zu verdienen, ſtatt daß ſie jetzt armen Dirnen nachlaufen, um ſie und ſich unglücklich zu machen. Schon dadurch werden die Genoſſen eines Gewerbes wieder näher an einander geſchloſſen, und dieſe Vereinigung derſelben und eine beſtimmte Ordnung einer jeden ſolchen Handwerkseinigung iſt ſo heilſam, daß ſelbſt die Herſtellung der Zünfte und Innungen, ſo wie

ſie früher waren, mit allen ihren Mißbräuchen ein ge⸗ringeres Uebel ſeyn würde, als der gegenwärtige Zuſtand und das unbeſchreibliche Elend, welches daraus erwach⸗ſen muß. O daß man doch bey Zeiten abhelfliche Maß⸗regeln treffen, und nicht den höchſten Grad des Uebels abwarten möge! Welche unnöthige Abgaben könnten, wenn man bald Einhalt thäte, den Bewohnern der Städte erſpart, oder, wenn man ſie fortdauern laſſen wollte, was könnte durch die aufgebrachten Summen für Schulen und andere heilſame Inſtitute geleiſtet wer⸗den, ſtatt daß wir jetzt für dieſes Geld uns Elend kau⸗fen. Ich weiß es, daß es ſo nicht gemeint war; ich lebe der innigſten Ueberzeugung, daß die, welche die Urheber der Reform waren, die wohlthätigſten Abſichten hatten, und daher habe ich die gegründete Hoffnung, daß ſie gern bereit ſeyn werden, den Nachtheilen abzu⸗helfen, die ſie in der beſten Meinung veranlaßt haben.

Eine mittelbare Folge, welche die unverhältnißmä⸗ßige Steigerung des Tagelohns und das ungebührliche Benehmen der Lohnarbeiter jeder Art nach ſich zieht, iſt noch zu betrachten übrig: die Einführung einer erwei⸗terten Maſchinerie, durch welche ſich der Manufac⸗turiſt und Fabrikant von der Willkür der Lohnarbeiter unabhängig zu machen ſucht. Da ein großer Theil der Arbeiten den verſchiedenen Gewerben in mechaniſchen, tau⸗ſendmal gleichmäßig zu wiederhohlenden Bewegungen be⸗ſteht, ſo iſt es natürlich, daß in ſehr vielen — bey⸗nahe könnte man ſagen, in den meiſten — Fällen der lebendige Arbeiter durch eine Maſchine erſetzt werden kann. Auch iſt es gewiß, daß den meiſten Fabricaten, zu deren Bearbeitung nichts, als ein ſich möglichſt gleich⸗bleibender Mechanismus gehört, durch Maſchinen eine weit größere Vollkommenheit gegeben werden kann, als man durch menſchliche Hände zu erreichen vermag. Man ſetze nun den Fall, daß für jede mechaniſche Arbeit, die durch Maſchinerie zu vollziehen möglich wäre, eine

vollkommne Maſchine erfunden würde, ſo würde zur Aufbringung der in einem Staate nöthigen Arbeit ungefähr nur $\frac{1}{8}$ der Bevölkerung nöthig seyn, welche wir jezt dazu bedürfen. Ich ſchlage nehmlich die Zahl der Handwerker und der ihnen und dem Landbau nöthigen Handarbeiter nur auf $\frac{1}{4}$ der ganzen Bevölkerung an und nehme es als möglich an, daß durch Vervollkommnung der Maſchinerie $\frac{2}{3}$ der bisher durch ſie vollzogenen Arbeit von Maſchinen beſtritten werden könnte. Doch man wird mir aus Smith einwenden, daß jede Maſchine, wenn ſie auch gewiſſe Handarbeiten überflüſſig mache, doch wieder eine Menge neuer veranlaſſe, und daß aus einer fortgehenden Vervollkommnung und Ausbreitung der Maſchinerie ſich eine Menge neuer Gewerbe entwickele. Das gebe ich für einzelne Fälle zu, allein einmal iſt, wenn nicht die lebenslange, doch die augenblickliche Noth, welche für eine Claſſe durch Maſchinerie entbehrlich gemachter Handwerker oder Handarbeiter überhaupt entſteht, unvermeidlich. Denn dieſe können doch, einmal auf ein gewiſſes Gewerbe eingeſchränkt und nur in den Handgriffen dieſes einen bewandert, unmöglich gleich das neue, aus der erfundnen Maſchinerie ſich entwickelnde, Gewerbe ergreifen. Es ſind z. E. die Mäher in England, welche durch die neuerfundene Mähemaſchine ihren bisherigen Erwerb verlieren, nicht im Stande, einen neuen durch den Bau ſolcher Maſchinen zu erlangen. Zweytens hat jene Wirkung der Vervollkommnung und Verbreitung der Maſchinerie ihre Einſchränkung. So iſt es z. B. richtig, daß die Erfindung der Baumwollen-Spinnmaſchinen in England, weit gefehlt, daß dadurch der Handarbeit hätte weniger werden ſollen, eine weit größere Menge neuer Handarbeit hervorgebracht hat und der Induſtrie der gemeinen Claſſe ſehr förderlich geweſen iſt. Allein es mußten, um dieſe wohlthätige Wirkung möglich zu machen, eine Menge Bedingungen dazu treten, ohne welche ſie nimmermehr

hätte Statt finden können, nehmlich: die Leichtigkeit, in den Beſitz des rohen Materials zu kommen, ein wohlfeiler Preis dieſes Stoffes, die Erlaubniß der freyen Ausfuhr der baumwollenen Garne aus England, die der Einfuhr derſelben in fremde Staaten, der Bedarf dieſer Garne in den letztern, und die Schwierigkeit, in der dieſe Staaten ſich befinden, das rohe Material von gehöriger Güte, Wohlfeilheit und in erforderlicher Menge zu erlangen. Heben wir alle dieſe Bedingungen auf, ſo ſind wir genöthigt, zu urtheilen, daß ſodann ganz andre Verhältniſſe eingetreten ſeyn würden. Was daher auch Smith ſagen mag, die endliche natürliche Folge einer möglichſt vervollkommneten und ausgebreiteten Maſchinerie bleibt immer die, daß die Summe der Handarbeit eingeſchränkt wird, daß zwar manche neue Zweige des Erwerbs entſtehen, daß aber immer eine geringere Anzahl von Menſchenhänden erforderlich iſt und an Taglohn erſpart wird. Die Maſchinen und ihre Vortheile ſind nun bey ihrer erſten Erfindung mit den ſogenannten Arcanis und ihren Vortheilen zu vergleichen. So lange man in dem ausſchließlichen Beſitz derſelben bleibt, iſt der Gewinn aus denſelben ſehr groß; hört dieſer Beſitz auf, ſo verliert ſich der große Gewinn und gerade die Methode, Fabrikate durch eitel Maſchinen zu erzeugen, kann am leichteſten nachgeahmt werden, wenn man nur offne Augen hat und keine Koſten ſcheuen darf. Denn eine Zahl von ein Paar tauſend Leuten, die ſich mit Arbeiten im Freyen beſchäftigen, für die mechaniſche Stubenarbeit zu gewinnen und ihnen durch jahrlange Uebung die Kunſtfertigkeiten eines Gewerbes beyzubringen, macht weit mehr Schwierigkeiten, koſtet weit längere Zeit, als eine Maſchine, durch welche $\frac{9}{10}$ der Handarbeit erſpart wird und ſtatt Tauſenden eben ſo viel Hunderte von Menſchen, die ſich auf die bey der Maſchine nothwendigen Handgriffe verſtehen, für Geld und gute Worte zu erlangen und auf dieſe Weiſe in den

Beſitz eigner Fabrikation zu kommen. Denkt man ſich nun die Maſchinen-Fabrikation in ihrer größten Ausdehnung und Vollkommenheit, ſo muß folgendes Verhältniß eintreten. Das eigentliche Handwerk und die Zahl der Handwerker, welche ſich auf alle oder die meiſten Handgriffe verſtehen, die zur Bearbeitung eines rohen Products bis zu ſeiner Vollendung zum Kunſtproducte gehören, wird beynahe ganz aufgelöſ't, oder doch ungemein eingeſchränkt und an die Stelle der Hanwerker treten reiche Fabrikherrn, Maſchinenbauer und eine Claſſe von Handarbeitern, welche ſich auf nichts, als einen einzelnen Kunſtgriff, auf das Anknüpfen eines Fadens, das Drehen einer Kurbel, eines Ventils verſtehen, die alſo eine Art von Automaten ſind. Indem dieſe Ausdehnung und Vervollkommnung der Maſchinenfabrikation ſich entwickelt und indem ein Handwerk nach dem andern zu Grunde gerichtet wird, entſteht unter denjenigen Claſſen von Handwerkern, deren Fabrikation durch die Maſchinerie entbehrlich gemacht wird, großes Elend, das partielle Aufſtände erzeugt. Es ſind jedoch Conſtablers bey der Hand, die den Aufſtand dämpfen, und durch eine erhöhte Armentaxe gewährt man den Brotlosgewordnen den Erſatz von wenigſtens einem Viertel ihres Verluſtes, man fabricirt ferner viel über den Bedarf des eignen Landes, es findet ein reichlicher Abſatz in fremden Staaten Statt, die Fabrikherrn werden reicher, die Opulenz ſteigt und die Armentaxe kann getragen werden. Allein nach und nach werden die übrigen Nationen klüger, der Abſatz verliert ſich, der Betrieb ſtockt, und alle dazu erforderlichen Menſchen verlieren ihren Erwerb. Es fangen Auswanderungen an, aber die Ausgewanderten müſſen wieder zurück; denn mit ihrer auf einen einzelnen Handgriff eingeſchränkten Kunſtfertigkeit kommen ſie nicht fort, ſie ſind zwar nicht glebae, aber machinae adscripti, und das wiſſen die reichen Fabrikherrn in England recht gut und daher

fürchten ſie ſolche Auswanderungen nicht. Aber verhungern können die Verarmten doch nicht, ſie müſſen entweder durch neu zu erhöhende Armentaxen kümmerlich erhalten werden, oder ihre Induſtrie auf Rauben und Stehlen legen, welches denn ohne Mord nicht abgeht. Was iſt denn nun aber zu thun? Soll die Einführung der Maſchinerie, ſoll ihre Vervollkommnung eingeſchränkt, ſoll ſie ganz unterdrückt werden? Nur durch ſie hat ſich ein großer Theil der Handwerker entwickelt und Maſchinen ſind ein unentbehrliches Mittel nicht nur zur Bearbeitung, ſondern auch zur erſten Hervorbringung der rohen Erzeugniſſe; ihre Vervollkommnung und wenn dieſe erreicht iſt, ihre Einführung zu hindern, wäre ein offenbares Hemmen der Fortſchritte der Kultur, ich möchte ſagen, ein Anſtreben gegen die Natur. Man wird ſich alſo nur darauf beſchränken müſſen, den Zuſtand einer ausgebreiteten und vervollkommneten Maſchinerie behutſam und allmählig einzuführen, im voraus an die zweckmäßige Abhülfe der Noth, welche einzelnen Claſſen dadurch droht, zu denken und den innern Verkehr auf alle mögliche Weiſe zu befördern, wie denn dieſe große Lebhaftigkeit des innern Verkehrs in England, der ſich zu dem ganzen Verkehr wie 9 zu 1 verhalten ſoll, die hauptſächliche Urſache ſeiner Opulenz iſt und nur unter dieſer Bedingung dort die ungeheure — die Einkünfte des ganzen preußiſchen Staats überſteigende — Summe zur Unterſtützung der Armen aufgebracht werden kann.

Das nehmliche Schickſal, welches dem Handwerker geworden iſt, ſteht auch dem chriſtlichen Kaufmann bevor, welcher den Handel nicht im Großen treibt. Dieſem konnte zwar die Aufhebung ſeines Privilegiums, der Bauden- oder Kramgerechtigkeit, welche in manchen Provinzen Statt fand, nicht ſo nachtheilig werden, als dem Handwerker die des ſeinigen, weil dieß Privilegium nur einen Theil und zwar den kleinern des Capitals er-

forderte, deſſen er zu ſeinem Etabliſſement bedurfte, und deßhalb war kein ſo großer, den ganzen Erwerb zerſtörender, Zudrang zu befürchten; allein da man den Juden die freye Concurrenz geöffnet hat, ſo iſt ihr Ruin unabwendbar, wenigſtens kann ihre Exiſtenz nur eine ſehr traurige ſeyn. Was nun das jüdiſche Volk betrifft, ſo kann ich ihm meine Achtung nicht verſagen, wenn ich an die Kraft denke, mit der es einſt ſeine Selbſtſtändigkeit zu wiederhohltenmalen zu behaupten ſuchte, es fiel aber nur niedergedrückt durch die Uebergewalt und mit Ehren; ich bedauere daſſelbe zugleich, weil es gewiſſermaßen das Opfer der durch ſeinen größten und edelſten Mann, Jeſum von Nazareth, über die Welt aufgegangenen Aufklärung geworden iſt, und einige vortreffliche Männer aus demſelben, die ich unter meine beſondern Freunde zähle, machen es mir ſchwer, mich über dieſen Punkt ſo freymüthig, wie es ein ehrlicher Mann thun muß, auszuſprechen; allein ich kann der Ueberzeugung nicht widerſtehen, daß die Anordnung, ſie alle insgeſammt in den völligen Beſitz der Rechte der chriſtlichen Bürger eines Staats zu ſetzen, weder für dieſe, noch für ſie ſelbſt heilſam ſey. Entweder ſind die Glieder dieſer Nation wahrhafte Juden oder ſie ſind es nicht. Als wahrhafte, rechtgläubige Juden ſind ſie von dem Glauben durchdrungen, ihre Religion ſey die einzig wahre, Jeſus von Nazareth könne allenfalls für einen guten und großen Mann gelten, ſey aber als Meſſias ein Lügenprophet und ſo ſtehen ſie als eine feindliche Partey den Chriſten gegenüber, indem ſie einer der Grundideen des Chriſtenthums nicht nur gerade zu widerſprechen, ſondern auch genöthigt ſind, ſie anzufeinden, indem darin der kränkende Vorwurf liegt, daß ſie den Meſſias getödtet und eine Blutſchuld auf ſich geladen haben. Die Religion und der Kultus, welchen ihnen Moſes gab, war ferner ein religiös-politiſches Inſtitut, welches auf eine gewiſſe Zeit, auf ein beſtimmtes Land

und ein individuelles und zwar zu einem politiſchen Ganzen verbundnes Volk berechnet war und hatte unter dieſen Bedingungen bewundernswerthe Einheit und Zuſammenhang. Nachdem aber die Zeit eine ganz andre geworden iſt, die Juden aufgehört haben, ein beſonderes Land zu beſitzen und obwohl von allen Nationen ſich abſondernd, dennoch unter allen Nationen ſich verbreitet haben, iſt ihre Religion ein altes Kleid geworden mit neuen Lappen geflickt, ein alter Schlauch, den der neue Wein zerriſſen hat, und es kann nicht leicht etwas ſo verpfuſchtes geben, als das Syſtem ihres Kultus. So ſind denn die echten Juden in dem vorzüglichſten Gegenſtande des menſchlichen Wiſſens und Fühlens, in dem, was auf die Moralität des Handelns den entſchiedenſten Einfluß hat, in einer großen Verirrung und ich weiß nicht, ob ich nicht recht haben dürfte, wenn ich behaupte, der gemeine Jude habe noch heute das Moralprincip: du ſollſt deinen Freund, d. h. deinen Glaubensgenoſſen, lieben und deinen Feind, d. h. den Nichtjuden, haſſen, dem Jeſus ſein: Liebet eure Feinde, gegenüber ſtellte, obgleich mancher echte Jude, in dem die beſſere Menſchennatur das Princip überwog, nicht handelt, wie er glauben ſoll. Es gibt nun aber eine zweyte Claſſe von Juden, die Aufgeklärten. Dieſe ſtehen dem Chriſtenthume um vieles näher, als dem Judenthum, ja man kann ſie aus dieſem ausgeſchieden erklären. Indem ſie nun aber mitten inne ſtehen, haben ſie eigentlich gar keine poſitive Religion, ſie ſind entweder reine Deiſten oder, und das iſt der gewöhnliche Fall, Indifferentiſten, denen alle Religion gleichgültig iſt und jedes von beyden iſt bey einem denkenden Mann ſehr natürlich, ſo daß man darüber nicht zürnen kann, wenn man den Menſchen nur einigermaßen kennt und ſein Urtheil nicht nach Hollatz und Buddeus beſtimmt. Unſtreitig hat man nun nicht die echten Juden, die, wenn ſie einen Staat für ſich bildeten, die Chriſten, von

Synagoge zu Synagoge, wie weiland, verfolgen müßten, im Auge, wenn man von der Nothwendigkeit redet, den Juden völlig gleiche Rechte mit den Chriſten einzuräumen, ſondern die Aufgeklärten, inſofern ſie reine Deiſten, nicht Indifferentiſten ſind, denn zürnen kann man zwar auf die letzten unmöglich, aber ſein ganzes Vertrauen kann man ihnen nicht ſchenken und das muß man doch, wenn von Bürgerthum die Rede iſt. Hat man aber auch die echten Juden bey jener großmüthigen Anordnung im Auge, ſo ſcheint der eigentliche, klar gedachte Zweck der zu ſeyn, es durch dieſe Anordnung dahin zu bringen, daß ſie die echt jüdiſchen Principien aufgeben, und wenn nicht zum Chriſtenthum, doch zum Deismus ſich entſchließen möchten. Um nun ein Deiſt im Geiſt und in der Wahrheit zu ſeyn, um eine ſo lebendige Ueberzeugung von den Wahrheiten der Naturreligion zu haben, daß ſie auf die Moralität unſrer Handlungen wirke, dazu gehört eine ſehr ſorgfältige Bildung des Geiſtes und eine nicht gemeine Erhebung des Gemüths. Man wird demnach ſämmtliche Juden in eine ſolche Lage bringen müſſen, daß ſie von Jugend auf die ſorgfältigſte Erziehung genießen, daß ihr Gemüth früh erhoben, daß ihr Geiſt auf eine ausgezeichnete Art gebildet werde, und man wird dafür ſorgen müſſen, daß dieß nicht allein in Deutſchland, ſondern auch in Spanien, in Marocco und Algier geſchehe. Es wird daher auch unter den Juden keine gemeine und dürftige Claſſe mehr geben dürfen, denn bey dieſer iſt eine ſolche Bildung nicht zu bewerkſtelligen. Hätte man denn nun auf dieſe Weiſe eine rein deiſtiſche Gemeine aus ihnen gebildet, ſo würden ſie immer erſt dann zu dem Genuß der bürgerlichen Rechte zugelaſſen werden können, wenn der Staat die Erklärung vorausgeſchickt hätte, daß die Verbindlichkeit der Bürger, ſich für eine poſitive Religion zu erklären, völlig aufgehoben ſey und eine ſolche Erklärung ſchließt die Ertheilung der bürger-

lichen Rechte an die Juden in der That in ſich, wenn auch nur ſtillſchweigend. Hier dringt ſich uns nun die Frage auf, welches ſind denn die Verdienſte, welche ſich die Juden um die Chriſten erworben haben, um auf ſolche Auszeichnung Anſprüche zu machen? Die große Maſſe der Juden iſt wahrhaftig nicht gut und das geſtehen die Vernünftigen unter ihnen ſelbſt ein, aber allerdings gibt es einzelne ſehr treffliche unter ihnen, daß es aber . . . doch ich unterdrücke hier eine Stelle meines Concepts; ſie enthält zwar anerkannte Wahrheiten, aber es thut mir leid, Jemand wehe zu thun. Sie werden anders werden, ſagt man, wenn ihnen gleiche Rechte mit den Chriſten ertheilt und der Druck, unter welchem ſie ſeufzen, aufgehoben wird. Welches iſt denn, frage ich, der Druck, unter dem ſie z. E. im Preußiſchen, Badenſchen u. ſ. w. ſeufzen? Durften ſie denn nicht ihren Kultus üben, ſelbſt an den Feyertagen der Chriſten ihre Gewölbe öffnen, ihre Kinder in chriſtliche Schulen ſchicken, den Großhandel, und, was die gemeinen Juden betrifft, ihren Trödelhandel treiben, und kann eine Gemeine über Unterdrückung klagen, die in dem Beſitze eines ſo ungeheuren Vermögens iſt? War denn das Druck, daß ſie nicht Häuſer und Landgüter kaufen konnten? War es denn nicht ehedem auch den Bürgerlichen unterſagt, Gutsherrn zu werden, und gibt es nicht vielleicht drey Viertheile von Chriſten, welche keine Häuſer und nicht Geld genug haben, ſich das Bürgerrecht zu kaufen, ohne daß ſie ſich über Druck beſchweren? Ja, könnte man ſagen, nicht in allen Staaten iſt es ſo. Aber, frage ich, wird es dort anders werden, wenn ihr ſie in euerm noch mehr begünſtigt? Würden nicht, ſetze ich hinzu, eine große Menge von Chriſten ſich überſchwenglich glücklich fühlen, wenn ihnen überall die Rechte eingeräumt würden, welche die Juden faſt überall genießen? Wie in aller Welt kommt es doch, daß man ſo ängſtlich darauf bedacht iſt, die Ju-

den zu erheben, während man die Proteſtanten faſt ganz aus der Acht läßt, ja mit Ruhe den Anſtalten zuſieht, welche von Mächten, denen proteſtantiſche Fürſten ihre Hoheit wiedergegeben haben, ganz offenbar wider den Proteſtantismus getroffen werden. Wahrlich! verdient etwas der Beachtung, ſo ſind es die Proteſtanten in manchen Staaten, wo ſie unendlich übler daran ſind, als die Juden. Eins kann jedoch nicht abgeläugnet werden, nehmlich daß der Jude zwar nicht vom Staate, aber vom Volke auf eine Art behandelt wird, die ſeine Lage höchſt traurig macht, und dem Gebildeten von Gefühl unendlich wehe thun muß. Allein dieſe Behandlung liegt da, wo die Wirkung landesherrlicher Edicte aufhört, in den Geſinnungen und Begriffen des chriſtlichen Volks, welche unwiderſtehlich erweckt werden durch die Geſinnungen und den Charakter des gemeinen Juden. Wer kann dem widerlichen Eindrucke ſeines Dialects widerſtehen, wer dem ſeiner außerordentlichen Zudringlichkeit, wenn er nur einige Hoffnung hat zu ſeinem Ziele, zur Erlangung eines kleinen Vortheils zu kommen? Man nehme dazu noch ſeine Anſicht von dem Werthe des Menſchen! Geld iſt dem gemeinen Juden alles, Ehre nichts. Ein Jude habe eine noch ſo entehrende Strafe und mit Recht ausgeſtanden, iſt er wieder frey und zahlt er gut, ſo ſcheut man ſich nicht im mindeſten, neue Verbindungen mit ihm anzuknüpfen. Dagegen würde jedoch vielleicht nichts zu erinnern ſeyn, daß man ausgezeichnet guten Menſchen unter den Juden gleiche Rechte mit den Chriſten zugeſtände, wiewohl auch immer die Ausnahme zu machen ſeyn möchte, daß ſie nicht Beſitzer von Gütern und Herrn chriſtlicher Gemeinen würden, denn hier iſt der Gegenſatz gar zu hart; auch würden ſie — nur vorausgeſetzt, daß es in der ganzen Welt geſchähe oder daß Quarantaineanſtalten getroffen würden — unter der Bedingung in das chriſtliche Bürgerthum aufgenommen werden können, daß ſie

drey Generationen hindurch keinen Schacher und Kleinhandel treiben dürften, dagegen den Christen gleich volle Freyheit erhielten, ſich allen den Gewerben zu widmen, die dem Schacher und Kleinhandel ſo entfernt, als möglich, lägen. Dadurch ließe ſich vielleicht wirklich eine moraliſche Verbeſſerung derſelben erzielen in einzelnen Staaten, und das wäre doch herrlich, denn es iſt ein kräftiges Volk. Aber nimmermehr werden ſie das wollen.

Ich ſchließe dieſe Betrachtung mit drey Bemerkungen: 1) Es herrſcht unter den Juden eine weit geringere Sterblichkeit, als unter den Chriſten. Bey einer Berechnung, die ich einſt in einem gewiſſen Diſtricte anſtellte, fand ich dieſe Sterblichkeit um den vierten Theil geringer. Ein Fehler in der Berechnung fand nicht Statt, ich ſuchte alſo den Grund des Irrthums, der hier obzuwalten ſchien, in der Unrichtigkeit der Liſten, die ich bey der Berechnung gebraucht hatte. Auch da fand ich ihn nicht und endlich verſicherte mir ein Mann, deſſen Lieblingsbeſchäftigung ſolche Liſten waren, daß jene geringe Sterblichkeit der Juden in der Provinz ganz allgemein ſey und daß er ſie überhaupt überall gefunden habe. Dieſe Beobachtung verdient wenigſtens eine genauere Prüfung und ſollte ſie gegründet ſeyn, ſo möchte ſie Bedenklichkeiten erregen. 2) Die Juden, obgleich in der ganzen Welt zerſtreut, machen doch unter ſich ein geſchloſſenes Ganzes aus, werden ſtark durch die Einheit, mit welcher ſie handeln, wenn ein äußeres Bedürfniß dieß nothwendig macht, und da ein großer, vielleicht der größere Theil des Capitals in ihren Händen ruht, ſo ſind ſie im Stande, wenn es die Noth erheiſcht, Summen aufzubringen, welchen die chriſtliche Redlichkeit und Klugheit nicht widerſtehen kann und dadurch kann ihr Einfluß furchtbar werden. 3) Der Jude hat einen ungeheuren Grad von Eitelkeit, und ſucht ſich überall vorzudrängen. Wozu dieſes führe, ſieht man insbeſondere an den Neubekehrten. Ihr zweyter Schritt

nach dem Uebergange zum Chriſtenthume iſt gewöhnlich der, daß ſie in eine geſchloßne Geſellſchaft zu kommen, ſich hier vorherrſchend geltend zu machen und wo möglich an der Direction Theil zu nehmen ſuchen. Daher ſteht nichts ſo gewiß bevor, als daß, nachdem der Jude zum Beſitz aller bürgerlichen Rechte gelangt ſeyn wird, er ſich dabey nicht beruhigen, ſondern aus allen Kräften bemüht ſeyn wird, ein Uebergewicht zu erlangen. Das wird ihm hie und da eine Zeit lang gelingen, dann aber wird der Groll der Chriſten zur Wuth geſteigert und die Erhebung der Juden wird durch eine für ſie höchſt traurige Kataſtrophe beſchloſſen werden. Solches Ende haben wenigſtens alle bisherigen ähnlichen Verſuche genommen. Man leſe die Geſchichte.

Ich komme jetzt auf einen andern, überaus wichtigen, Gegenſtand der Betrachtung. Man fragte einſt den Demoſthenes, welches die erſte und die vorzüglichſte Eigenſchaft eines Redners ſey? er antwortete: die Action! und welches die zweyte ſey? die Action ebenfalls! und die dritte? gleichfalls die Action! bis man zu fragen aufhörte. Auf eine ähnliche Weiſe kann man die Frage beantworten, welches iſt das wichtigſte bey der Regierung eines Staats? Die erſte, zweyte und dritte Antwort iſt: die Verwaltung die Finanzen. Wie eine Privatwirthſchaft bey aller Geſchicklichkeit ihres Beſitzers, bey aller ſeiner Thätigkeit und bey allem Glanze, den er um ſich verbreitet, nicht gedeiht und gewiß zu Grunde geht, wenn er nicht Haus zu halten weiß oder von vorn an in zerrütteten Vermögensumſtänden lebt, ſo iſt es auch mit einem Staate, mit deſſen Haushalt es ſchlecht beſtellt iſt. Seine Stärke, ſeine Ruhe, ſeine Dauer — inſofern dieſe nicht ein bloßes Vegetiren, ſondern ein lebendiges Seyn iſt — ſteht damit im genaueſten Zuſammenhange. Leſet die Annalen von Spanien, Schweden und Frankreich. Der Wichtigkeit der Aufgabe aber iſt die Schwierigkeit gleich, ſie zu löſen und

dieſe Schwierigkeit ſcheint ungeheuer zu werden in einem Staate, der mit beſchränkten Kräften gleiche Anſprüche mit denen von ungleich größern behaupten will. Das erſte Princip, welches man in einem ſolchen ſtets vor Augen haben muß, iſt das einer klugen Sparſamkeit. Dieſem Princip gemäß wird man jeden koſtſpieligen Prunk und Glanz vermeiden, der nicht zur Erhaltung der Majeſtät des Staats und ſeines Herrſchers unbedingt nothwendig iſt. Möge dieſes Syſtem der Sparſamkeit in dem Mangel an Flitterſtaat in Uniformen und andern Dingen, welche der Staat reicht, immer ſichtbar werden, wenn nur das, was er reicht, innere Güte hat und das Bedürfniß vollſtändig befriedigt. Mögen es immer nicht Herzoge und Prinzen ſeyn, welche die erſten Aemter des Staats bekleiden — inſofern ein Staat von beſchränkten Kräften nicht im Stande iſt, den Aufwand vieler kleinen Hofhaltungen zu beſtreiten — wenn es nur Männer von Kraft, Einſichten und Kenntniſſen, wenn es nur Männer von einem Charakter ſind, welcher Hochachtung gebietet. Jean de Witt war ein ſchlichter Bürger und dennoch geachtet genug, um eine Zeit lang den Gang der Angelegenheiten in Europa leiten zu können. Armuth und Sparſamkeit der Lacedämonier legten der Scheu und Achtung, die man gegen ſie hatte, kein Hinderniß in den Weg, dagegen wurden ſie klein und gingen unter, als ſie das Syſtem ihrer ehemaligen Frugalität aufgaben. Ueberhaupt wird Sparſamkeit nur dann verächtlich, wenn ſie eine Pracht und Größe affectirt, die ſie nicht behaupten kann, ſo daß die Unzulänglichkeit ihrer Mittel in die Augen fällt und man dringende Bedürfniſſe unbefriedigt ſieht, während durch glänzende Kleinigkeiten die Augen davon abgelenkt werden ſollen, Sparſamkeit wird nur dann verächtlich, wenn ſie in jene koſtſpielige Kargheit ausartet, die zur unrechten Zeit, am ungelegnen Orte ſich einer ohne Schwierigkeit zu beſtreitenden Ausgabe entzieht und

in der Folge zur Abwendung des Uebels, welches da durch hätte verhütet werden können, oder zur Erlangung des Gutes, was man zu erreichen im Stande gewesen wäre, die zehnfache Summe zu verwenden genöthigt wird. Zu einem guten Haushalte, und zwar auch zu einem solchen, dem große Hülfsmittel zu Gebote stehen, iſt ferner ein wohlberechneter Etat nöthig und damit man bey einem solchen die Rechnung nicht ohne Wirth mache, iſt erforderlich, hauptſächlich auf diejenigen Einnahmen des Staats Rückſicht zu nehmen, welche ſicher ſind, nicht von der Zufälligkeit der äußern Verhältniſſe abhängen, ſondern ihre Quelle in dem Ertrage des innern Verkehrs haben, deſſen Erhaltung und Belebung von der Weisheit einſichtsvoller Regierer gar sehr abhängt, wiewohl ſie mehr negativ als poſitiv einwirken können, oder vielmehr die Weisheit solcher Regierer beſteht eigentlich allein darin, daß ſie die Hinderniſſe wegräumen, die ihn beengen und ſich in Acht nehmen, durch wenn auch noch ſo wohlgemeinte Willkür ihm Regeln vorzuſchreiben, welche leider nur zu oft Schlüſſe aus falſchen aprioriſchen Prämiſſen ſind, gewöhnlich nicht beleben und befördern, ſondern lähmen und tödten. Was aber den Ertrag des äußern Verkehrs und die davon für den Staat abfließenden Einnahmen betrifft, ſo iſt nur derjenige Theil dieſer Einnahme in den Etat zu ziehen, welcher von der beſteuerten Ausfuhre roher oder halbverarbeiteter Producte oder ſolcher Fabrikate eingeht, deren Aufbringung in den Ländern, mit welchen man im Verkehr ſteht, weniger leicht oder gar nicht zu erzielen iſt und die deſſen ungeachtet Bedürfniſſe bleiben, deren man ſich nicht entäußern, und die man nicht wohlfeiler, beſſer, bequemer aus andern Staaten erhalten kann. Dagegen iſt diejenige Einnahme, welche man von dem Vertriebe ſolcher Kunſtproducte zieht, deren Fabrikation man in den Ländern, welche ſie gegenwärtig kaufen, früh oder ſpät gewiß auch

verſuchen wird, ſo wie diejenige Einnahme, die von dem Tarif eines fremden Staates, von einer gewohnten Straße von Connexionen einzelner Privatleute, von dem Capital, welches dieſe beſitzen, abhängt, eine unſichre, deren Quelle leicht verſiegen kann, und auf den Ertrag dieſer Einnahme eine fortgehende Ausgabe baſiren, heißt das Haus auf den Sand bauen. Dieſer Theil des äußern Verkehrs will überhaupt mit einer ganz beſondern Zartheit und Schonung behandelt ſeyn; er iſt weniger eine zuverläſſige Erwerbsquelle der Finanzen, als ein Mittel, die Nation in einen größern Wohlſtand zu bringen, ihre Induſtrie zu ſteigern und einen Zehrpfennig zurückzulegen, zu dem man, wenn große Noth kommt, und die Ausgaben ſo groß werden, daß die gewöhnliche Einnahme nicht mehr hinreicht, ſeine Zuflucht nehmen kann. Gewöhnlich bedenkt man das nicht, man glaubt in ihm nicht, bloß eine zuverläſſige Erwerbsquelle, ſondern auch eine ſolche zu haben, die man willkürlich vergrößern kann. Da gehts denn wie mit Erweiterung des Baſſins und der Zuflüſſe eines Geſundbrunnens; man bekommt gemeines Waſſer ſtatt des vorher ſtärkenden. Der Gang des äußern Verkehrs iſt überhaupt mit dem Laufe eines Stromes zu vergleichen; baut man in einem ſolchen eine Menge Wehre und Ueberfälle, will man ihn zu ſehr richten und leiten, ſo wird er zuletzt unfahrbar und es wird ſchwer, ja oft unmöglich, die wohlthätige Einrichtung, welche ihm die Natur gab, herzuſtellen.

Iſt nun die Einnahme mit derjenigen Sicherheit, die ſich hier erreichen läßt und ſo beſtimmt, daß die eyerlegende Henne nicht geſchlachtet wird, ſo läßt ſich die Ausgabe feſtſetzen. Man deute dieſen Gemeinplatz, ſo wie mehrere folgende nicht übel; ſo nahe ſolche liegen, ſo klar ſie ſind, ſo ſcheinen ſie doch bisweilen überſehen zu werden. Auf dieſe Weiſe verhält es ſich vielleicht mit folgendem: daß bey Feſtſetzung jener Ausgabe die erſte Rückſicht auf das Dringende, auf das wahr-

haft Nothwendige genommen werden müſſe; daß vieles ſchön und groß und edel ſey, welches man doch bey nicht überflüſſigen Hülfsmitteln nur mit weiſer Sparſamkeit unterſtützen dürfe, weil, wenn an das Gute, das man thun will, gar zu nahe etwas ſchlimmes — hier die Zerrüttung der Finanzen — gränzt, es beſſer iſt, das Gute zu unterlaſſen; daß ein Staat mit beſchränkten Kräften in ſeinem Aufwande unmöglich gleichen Schritt mit andern von viel größern halten könne, und daß daher nie eine koſtſpielige, doch nicht das dringend Nöthige betreffende Einrichtung eher getroffen werden müſſe, als bis man das Urtheil des einſichtsvollen und beſonnenen Mannes, der den nervus rerum gerendarum führt, gehört und ſeine Zuſtimmung erhalten hat. Nicht ſelten hat man die Kargheit der und jener Regierung getadelt, die edle Freygebigkeit einer andern geprieſen, und bey genauerer Unterſuchung war jene oft eine verkannte Tugend, dieſe noch viel öfter ein blendender Fehler, eine Halbſchweſter der Verſchwendung. Es iſt aber ein großes Glück, daß man bey der gehörigen Umſicht mit kleinen Mitteln große Dinge ausführen kann, daß man z. E. wenn man nur will, die ungeheure Laſt eines zwey Drittel und mehr der Staatskräfte aufzehrenden ſtehenden Heeres guten Theils umgehen und dennoch dem Staate eine Wehrhaftigkeit geben kann, welche den größten Koloſſen ſtehender, und man könnte wohl ſagen, durch das Stehen entgeiſteter Armeen gewachſen iſt; es iſt ein großes Glück, daß weniger das wahrhaft Große, Edle und Schöne, als das, was bloße Schau, was leerer Prunk iſt, einen großen Aufwand erfordert. In dem Weſentlichen kann daher auch der Staat mit geringen Kräften dem mit viel größern das Gleichgewicht halten, dem dringenden Bedürfniß abhelfen und doch auch das wahrhaft Schöne, Große und Edle unterſtützen. Eins der Mittel dazu möchte vielleicht das ſeyn, daß die Regierung von den Bedürfniſſen, welche

ſie nöthig hat, ſo wenig als möglich unmittelbar kaufte. Sie kauft gewöhnlich ſchlechte und theure und zwar oft bloß deßhalb theure Waare, weil ſie wohlfeil kaufen will; nicht viel anders iſt es mit ihren Bauten, denn es bleiben gewöhnlich zu große Summen in den Händen derer, welche die Leitung eines commerziellen Staatsgeſchäfts führen und zwar zum Nachtheil des Geſchäfts. Wo es ſich daher nur immer thun ließe, würde es vielleicht gerathen ſeyn, den die Ausgabe erhöhenden Umweg zu erſparen, den das Empfangen des Geldes und das Wiederausgeben deſſelben für Arbeit und Erzeugniſſe mancher Art macht, und das Intereſſe des Volks unmittelbar von der Wohlfeilheit und Güte der Arbeit und des Erzeugniſſes abhängig zu machen, damit es ihm recht klar werde, ſein Vortheil ſey mit dem der Regierung auf das innigſte vereinigt, und damit es mit dieſer die Aufſicht über eine redliche Verwaltung theile. Es würde ſich daraus ein zweytes, eine mögliche Verminderung des zur Verwaltung erforderlichen Perſonals ergeben, deſſen Erhaltung einen allzu großen Theil der Staatseinnahme aufzehrt. Die Zahl dieſes Perſonals hängt aber vorzüglich von der größern oder geringern Einfachheit des Syſtems der Verwaltung ab. Dieſe Einfachheit iſt aber auch aus andern Gründen ein Gegenſtand von hoher Wichtigkeit, und die Ueberzeugung von dieſer Wichtigkeit ſcheint die Triebfeder vieler Veränderungen geweſen zu ſeyn, die man in den neuern Zeiten verſucht hat. Man ſcheint jedoch den Zweck nicht ganz erreicht zu haben, ja es ſcheint das Uebel größer geworden zu ſeyn. Ich wurde in meiner frühen Jugend — es war noch unter der Regierung Friedrichs II. — veranlaßt, mit den Geſchäften eines beſondern Zweiges der Verwaltung vertraut zu werden, und war im Stande, faſt alle Geſchäfte dieſes Zweiges allein zu bearbeiten, ohne mich zu übernehmen. Kürzlich hatte ich Gelegenheit, mich von dem gegenwärtigen

Umfange jener Geſchäfte zu unterrichten, und ich kann betheuern, daß ſie ſich um das Dreyfache vermehrt haben, daß ſie in eben dem Grade mehr Arbeiter erfordern, und daß der Gewinn aus dieſer Erweiterung der Geſchäfte ſich faſt bloß darauf einſchränkt, daß man im Stande iſt, eine größere Menge von Perſonen zu beſolden, die mit unproductiven Arbeiten beſchäftigt werden. Dieſe große Vervielfachung und Erweiterung der Geſchäfte, die beſonders in der Vielſchreiberey beſteht, hat überdieß den außerordentlichen Nachtheil, daß dem Beamten durchaus keine Zeit bleibt, ſich fortzubilden, daß er durch den alle ſeine Kraft aufzehrenden Mechanismus der Geſchäfte zuletzt völlig abgeſtumpft und entgeiſtet wird. Wie viele talentvolle, von dem Wunſche nach weiterer Ausbildung ergriffene, junge Männer hörte ich darüber klagen, und wie viele ſahe ich dadurch nach und nach geiſtig ermatten und verloren gehen! Wie übrigens aus weſentlichen Veränderungen des Geſchäftsganges, wenn ſie auch auf Vereinfachung berechnet ſind, dennoch eine Vervielfältigung der Geſchäfte entſtehen könne, iſt ſehr leicht zu erklären. Ein Theil dieſer Geſchäfte beruht nehmlich, wie alles in der Welt, auch das Geiſtreichſte, was oft auf die nehmliche Weiſe wiederholt werden muß, auf einem gewiſſen Mechanismus. Hat man nun ein beſtimmtes Geſchäft eine Zeit lang in einer gewiſſen Form fortgetrieben, ſo kommt man allmählig auf eine Menge Erleichterungen, durch welche das Geſchäft vereinfacht und abgekürzt wird. Zerbricht man dieſe Form, ſo gehört eine geraume Zeit hiezu, ehe man ähnliche Erleichterungen findet, und ich möchte einen neugeſchaffenen Geſchäftsgang mit dem Gange einer neuen Mühle vergleichen, in der es ſo lange praſſelt und knackt und unbeholfen geht, bis die Zapfen der Kamm- und Sternräder ſich die Form angelaufen haben, welche die Mathematiker, ich weiß nicht bald durch welche Function beſtimmen wollen. Geſchieht es nun

noch, daß gelehrte, aber mit dem Gang mechaniſcher Geſchäfte nur wenig bekannte Männer — absit invidia verbis — einen weſentlichen Einfluß bey der Veranſtaltung ſolcher Veränderungen gewinnen, ſo iſt eine Vervielfachung und vermehrte Umſtändlichkeit der Geſchäfte noch weit mehr zu beſorgen und zwar von einer Urſache, welche den Gelehrten zur Ehre gereicht. Ich meine nehmlich die Gründlichkeit, mit welcher ſie den Gegenſtand, welchen ſie bearbeiten, theils auf die höchſten Ideen zurückführen und idealiſiren, theils von der Höhe abwärts in allen Richtungen bis auf die kleinſten, untergeordnetſten Begriffe in alle verborgenen Ecken und Kammern verfolgen; und ſo kommt dann, wenn ſie eine Art von Verwirklichung ihres Ideals verſuchen, etwas zum Vorſchein, das ſich einer Seits hoch über der Erde in dem Aether; anderer Seits tief unter der Erde verliert und zu einer ungeheuren Menge von ſpitzfündigen Kleinigkeiten führt, über denen das Weſentliche überſehen wird. Auf dieſe Weiſe kann es geſchehen, daß indem man Vereinfachung hervorbringen und einem verderblichen Mechanismus ſteuern will, man gerade der Vervielfältigung und dem Mechanismus entgegengeht und ſtatt des geringern einen viel größern an die Stelle ſetzt, wie wenn man z. E. ganz nach dem Princip, nach welchem man verfährt, um die Maſchinerie einer Fabrikation zu vervollkommnen, die Arbeiten recht theilt und zerlegt. Bey wirklichen Maſchinen iſt das eine ſchöne Sache; da iſt genau beſtimmt, was jeder Theil wirken ſoll, wogegen die Functionen der Verwaltung eines Staats — ich nehme hier das Wort Verwaltung in einem ausgedehntern Sinne — gar nicht ſo ſcharf begränzt ſind, vielmehr in einander überfließen und eine über das Allgemeine hinausgehende zu große Theilung und Zerſtückelung eine Menge Uebelſtände veranlaſſen muß. Da wird es eine Menge Gegenſtände geben, die eine ſo vielſeitige Beziehung haben, daß ſie für

mehrere der getheilten Ober= und Unterbehörden gehören, und entweder wird eine jede dieſen Gegenſtand, wenn er etwa ein unangenehmer iſt, an die andre verweiſen, oder eine jede wird ihn als ausſchließlich in ihren Bereich gehörend behandeln. Daraus werden ſich ſehr getheilte Anſichten ergeben, dieſe werden oft über Kleinigkeiten weitläuftige Discuſſionen veranlaſſen und es wird ſchwer werden, die Einheit und Conſequenz zu erreichen, welche ein ſo unbedingtes Erforderniß einer guten Verwaltung iſt. Eine zweyte, auf den erſten Anblick ſehr wohlthätig ſcheinende Folge einer möglichſt genau getheilten Arbeit der Verwaltung wird die ſeyn, daß jeder beſondere Ausſchuß den ihm zugetheilten Geſchäftskreis mit einer beſondern Aufmerkſamkeit behandeln wird. Aus dieſer ſcheinbar guten Folge aber entwickeln ſich zwey große Uebel, das eine: eine ins Unendliche gehende Ausdehnung und Vervielfältigung der Geſchäfte und die daraus nothwendig hervorgehende Vermehrung des Beamtenperſonals, deren Beſoldung zuletzt eine unerträgliche Laſt für den Staat wird; das zweite: ein zu viel Regieren, ein Bekümmern um Alles und das iſt ſehr ſchlimm. Es verhält ſich nehmlich mit dem Volke und deſſen Regierung beynahe wie mit einem Individuum und deſſen Erzieher. Diejenigen Erzieher, welche den Zögling unaufhörlich modeln, ihm in die Hände fallen, ſo oft er ſelbſt etwas anfaßt und einen Fehlgriff thun zu können ſcheint, ihn immer als ein Weſen behandeln, welches ſeinen Verſtand von andern borgen muß und keinen Willen haben darf, bilden, haben ſie eine folgſame Natur vor ſich, einen Menſchen ohne Selbſtſtändigkeit, ohne Vertrauen zu ſich ſelbſt und alſo ohne Kraft; haben ſie aber eine kräftige Natur zu behandeln, ein verſchrobenes, verzerrtes Geſchöpf, welches Kraft fühlt, ſie aber nicht zu gebrauchen weiß, die Freyheit des Willens ahndet, ihn aber als Eigenſinn und Willkür äußert und einem geheimen Grolle und Haſſe gegen

den, welcher es beſtändig muſtert und dreſſirt, nicht widerſtehen kann. So auch mit dem Volk. Das beſtändige Behandeln eines ſolchen, als ob es ein Haufen Unmündiger ſey, macht es wirklich unmündig, das unaufhörliche Einzwängen deſſelben in beſtimmte Formen hemmt den Gang ſeiner Bildung, welche nur in der Freyheit gedeihen kann, das fortgehende Beſchränken des Reſtes ihm noch übrig gebliebener freyer Bewegung führt nach und nach, ſo väterlich es auch gemeint ſeyn mag, ein Analogon von Despotismus herbey; jene väterliche Geſinnung wird von dem Volk überſehen, aber den Zwang fühlt es tief und das unaufhörliche Wahrnehmen einer überall und ſelbſt in Kleinigkeiten beſchränkenden und muſternden Obervormundſchaft erzeugt in ihm nothwendig die nehmliche Empfindung gegen die Regierung, die in dem Zögling, wie oben geſagt, gegen einen Hofmeiſter entſteht, der ihm jeden Schritt vorzeichnet, welchen er gehen ſoll, beſtändig moraliſirt, immer tadelt und rügt. Unendlich beſſer wäre es, dem Volke jede Einſchränkung zu erſparen, die nur umgangen werden könnte, ihm ſo viel Freyheit zu laſſen, als ihm nur immer zugeſtanden werden könnte, damit die leitende Hand, die es führt, ſo wenig bemerkbar würde als möglich, mehr durch Ermunterung und Beyſpiel, als durch Befehl und Rüge auf daſſelbe zu wirken und wenn denn auch hie und da ſich eine Wirkung entwickeln ſollte, die man nicht gewünſcht hätte, ſo würde dieſe nie ſo ſchlimm ſeyn, als der politiſche Stumpfſinn, die Indolenz und Gedankenloſigkeit eines zahmen Volks, deſſen einzige Tugend ein blinder Gehorſam iſt. Man ſehe doch, wie Gott regiert! er ſchaltet und waltet ſo unbemerkt, daß man in Verſuchung gerathen kann, zu glauben, er bekümmere ſich gar nicht um die Welt und doch führt er ſie ſo ſehr gut. Auch bedenke man, daß ein großer Theil des Volks wirklich mündig iſt, daß es das Volk iſt, aus deſſen Mitte die hervorgehen müſſen,

welche als Väter an die Spitze treten; daß ſie Menſchen bleiben und irren können, daß da, wo des poſitiven Regierens viel iſt, des Irrthums auch viel ſeyn könne, und daß ein einziger Fehlgriff oft alle wohlthätigen Wirkungen, die vortreffliche Einrichtungen auf die Stimmung des Volks haben, vernichte. Das Schneiden des Tollwurms, die Vertilgung der Sperlinge ſind Beweiſe, wie ſelbſt unter der Regierung von Männern, denen man Regierungsweisheit nicht abſprechen kann, gröblich geirrt werden könne, und eben dahin möchte das Mancherley der verſchiedenen Berichte gehören, welche über eine große Menge von Gegenſtänden eingereicht werden mußten. Der große Mann wollte ſich dadurch recht genau von der Lage ſeines Landes unterrichten und bekam eine Menge völlig unzuverläſſiger Nachrichten, indem dieſe ſelten auf eine genaue Unterſuchung gegründet waren, ſondern gewöhnlich auf Gerathewohl hingeworfen wurden, ja man fertigte die Generalberichte in der Regel eher an, als alle Specialberichte eingegangen waren. War doch dieß ſogar der Fall mit den wichtigern dieſer Nachrichten, mit den Seelenregiſtern und Mortalitätstabellen, und wer ſich die Mühe nehmen will, manche allgemeinere Tabellen Lebender, Geſtorbner ꝛc. welche ganze Provinzen umfaſſen, nach den Grundſätzen der politiſchen Arithmetik zu prüfen, der wird Reſultate bekommen, wie Mauvillon fand, und entweder ſeinen Glauben an die Mathematik oder an die Zuverläſſigkeit dieſer Liſten aufgeben müſſen. Zwar iſt es nothwendig, daß die Führung gewiſſer Liſten ununterbrochen geſchehe; dahin gehören beſonders die, welche den Kirchendienern anheimfallen und die Gebornen, Geſtorbenen ꝛc. betreffen, die übrigens gründlicher ausgearbeitet werden ſollten; allein das jährliche Wiederhohlen einer Menge von Dingen, welche immer wieder ſo geſagt und geſchrieben werden, als ſie ſchon funfzigmal geſagt und geſchrieben worden ſind, gibt dieſem Geſchäft die Natur einer Handlan-

gerarbeit, führt zu einem Mechanismus, der auch diejenigen Gegenſtände ergreift, welche weniger alltäglich ſind und die nicht zu den Wiederhohlungen gehören, und das gar zu große Detail, in welches man eingehen ſoll, ermüdet, macht unmuthig und erzeugt Phraſen einer erfindungsreichen Phantaſie, ſo daß ein großes Volumen entſteht ohne Gehalt und hiſtoriſche Wahrheit und der einzige Vortheil ſich auf die Bereicherung der Regiſtratur und auf die Subſiſtenz einer Menge Schreiber einſchränkte. Wie viel beſſer würde man ſeinen Zweck erreichen, wenn man nur von Zeit zu Zeit, etwa von fünf zu fünf Jahren, einen Cenſus hielte, einen Etat des Landes aufnähme, dann aber auch mit Strenge auf Genauigkeit und Zuverläſſigkeit der Nachrichten dränge, ſich jedoch auch dann nicht in ein zu kleinliches Detail verlöre, ſondern ſich auf das Weſentliche einſchränkte und ſodann allgemeine Anſichten veranlaßte. Auch würde man vielleicht wenigſtens in einzelnen Diſtricten ſeinen Zweck, zuverläſſige Nachrichten von dem Zuſtande des Landes zu erhalten, vollſtändiger erreichen, wenn man diejenigen Männer, welche eine Vorliebe für die dazu nöthigen Unterſuchungen haben, ermunterte, ſich dem Geſchäft zu unterziehen, ihnen die Quellen der Unterſuchungen eröffnete, in deren Beſitz die Regierung iſt, und ihnen Vollmacht gäbe, überall die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, ſtatt daß man dieß Geſchäft Beamten überläßt, welche oft den eigentlichen Sinn deſſelben nicht erfaſſen, es als eine gemeine Actenſache behandeln und wiederum einem mechaniſchen Arbeiter übertragen, welcher die Sache fabrikmäßig und ohne Geiſt treibt.

Doch es iſt Zeit, von dieſer Abſchweifung auf meinen Hauptgegenſtand, die Finanzeinrichtung, zurückzukommen. Viel iſt über die Principien, nach denen man beſteuern und über die Gegenſtände gedacht und geſchrieben worden, die man beſteuern muß, und wirklich

will jetzt ein Theoretiker das einzig wahre Beſteuerungs=ſyſtem gefunden haben. Wenn aber auch ein Engel vom Himmel kȧme und uns mit dieſem Syſtem bekannt machte, doch nicht zugleich die Bedingung eintrȧte, daß in einem Staate, in welchem man nach demſelben verfahren will, bis dahin noch gar keine Abgabe erlegt worden und alſo eine Anordnung a priori mȯglich wȧre, ſo wȗrde uns damit nicht viel geholfen ſeyn. Die Sache verhȧlt ſich nehmlich ſo: iſt einmahl eine gewiſſe Gattung von Abgaben in einem Lande eingefȗhrt geweſen, ſo haben ſich darnach die Preiſe fixirt. Ich ſetze z. E. den Fall, ein Landgut bringe, die Abgaben an den Staat ungerechnet, ein Einkommen von 2000 Thaler. Nun mȯgen die Steuern fȗnfzehn pro Cent des Einkommens betragen, ſo wird dadurch das Einkommen um 300 Thlr. vermindert; man kann alſo die Revenuen nur auf 1700 Thlr. anſchlagen und richtet ſich darnach im Kaufe. Ein gleicher Fall findet bey Hȧuſern, Gewerben und vielen andern Dingen Statt. Hat daher eine gewiſſe Steuer von irgend einem Einkommen eine Zeit lang beſtanden, ſo wird ſie unmerklich und in dieſem Sinne hat Canard Recht, wenn er behauptet, jede alte Auflage ſey eine gute. Es kann jedoch der Fall ſeyn, daß das Einkommen von irgend einem Gewerbe ſo unvernȗnftig beſteuert worden iſt, daß man dadurch die Abnahme des ganzen Gewerbes veranlaßt hat, wie z. E. wenn an einem Orte der Hauptbetrieb in der Brauerey beſtȗnde und eine ſo hohe Taxe aufgelegt wȗrde, daß das Product ſeines dadurch erhȯhten Preiſes wegen wenig Abnehmer mehr fȧnde, ſo wȗrde freylich, wenn das lange ſo beſtanden hȧtte, keiner der dieß Gewerbe betreibenden den Druck der unvernȗnftigen Beſteuerung empfinden, weil er beym Unternehmen des Gewerbes ſeine Rechnung darnach gemacht und kein grȯßeres Capital darauf verwendet hȧtte, als ein ſolches, deſſen Zinſen durch den Erwerbsgewinn aufgebracht wer=

den könnten; allein die Auflage wäre deſſen ungeachtet keine zweckmäßige, weil ſie dem Gewerbe nachtheilig geworden wäre. Wenn demnach eine gewiſſe Auflage nicht nur eine geraume Zeit beſtanden, ſondern wenn es ſich auch erwieſen hat, daß der Production und dem Verkehr dadurch kein Abbruch geſchehen iſt, ſo kann man ſie für eine gute anſehen; die Preiſe der Dinge haben ſich nach ihr beſtimmt, das Publicum iſt daran gewöhnt, es empfindet ſie kaum und ſie iſt ihm, es ſey denn, daß die Form ihrer Erhebung mit Weitläuftigkeiten und Chikanen verbunden ſey, ganz und gar nicht läſtig. Es iſt daher nicht allein rathſam, ſolche Auflagen beſtehen zu laſſen, ſondern man wird auch wohlthun, wenn bey fortgehenden Steigerungen der Preiſe der Nothwendigkeiten des Lebens und des Staats die Bedürfniſſe des letztern wachſen und eine Erhöhung der Abgaben nöthig machen, durch eine mäßige und verhältnißmäßige Erhöhung der Auflagen jener Art die Staatseinnahme, ſo weit es nothwendig iſt, zu vermehren. Durch eine ſolche Erhöhung wird freylich das Gleichgewicht etwas geſtört, allein es wird keine totale Verrückung der Preiſe faſt aller Dinge veranlaßt werden, welche heilloſe Folge dann unvermeidlich iſt, wenn neue Steuern eingeführt nnd andere lange beſtandene von der oben angegebenen Natur aufgehoben werden. Würde z. E., um bey dem oben angeführten Beyſpiele ſtehen zu bleiben, die Abgabe um 1 pro Cent ich will ſagen von 15 bis 16 pro Cent erhöht, ſo würden 320 ſtatt 300 Thlr. gegeben werden und inſofern die Erhöhung der Preiſe aller Dinge — es iſt hier nur von einer beſtehenden, nicht von einer momentanen, vorübergehenden, wie z. E. der vielleicht nur ein Jahr dauernden Erhöhung der Kornpreiſe bey Mißwachs, die Rede — eine Urſache der vermehrten Staatsbedürfniſſe wäre, ſo würde dieſe Erhöhung der Auflagen gar nicht einmal eine neue Laſt zu nennen ſeyn, indem da-

durch nur das alte Verhältniß der Auflage zum Einkommen hergeſtellt würde. Ein überwiegender Vortheil dieſer Methode, die Auflagen zu erhöhen, iſt beſonders der, daß der Staat weiß, auf wie hoch er den Betrag der erhöhten Einnahme rechnen kann, um nicht zu neuen und aber neuen genöthigt werden zu dürfen. Dagegen iſt es etwas ungemein mißliches, alte Auflagen aufzuheben und neue zu ſubſtituiren; mit jenem verliert man etwas gewiſſes, was aber dieſe bringen, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Kommt nun zu wenig ein, ſo iſt man entweder genöthigt, die neue Auflage zu erhöhen, oder neue Gegenſtände zur Beſteuerung zu ziehen; dadurch wird das ſchöne neue Syſtem, das ſo gut zu harmoniren ſchien, in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, es entſtehen Noth- und Fehlgriffe, es entwickelt ſich ein Vielerley des Gebens, ein großes Uebel, welches den Unterthan unmuthig, der Regierung eine Menge neuer Beamten nöthig macht und die Koſten der Verwaltung erhöht. Es wird ferner das Wohlthätige der Aufhebung einer lange beſtandnen Auflage — immer vorausgeſetzt, daß ſie eine vernünftige ſey, die den Betrieb nicht ſtört, ich möchte ſagen, nicht peinigt und nicht zu Grunde richtet — wenig oder gar nicht wahrgenommen, allein die neue wird empfindlich gefühlt. So z. E. würde, wenn man in Provinzen in denen ſeit langer Zeit ein Theil der Abgaben durch indirecte Auflagen, welche man unter dem Nahmen von Acciſe- und Zollgefällen erhob aufgebracht wurden, dieſe indirecten Auflagen alle aufhöbe und dafür andere directe einführte, die Befreyung von jenen wenig gefühlt, die neue directe Steuer dagegen ſehr empfindlich wahrgenommen werden. Indem ich aber hier der indirecten Auflagen das Wort rede, thue ich es nur in der Vorausſetzung, daß es möglich ſey, die Erhebung derſelben von ihrer chikaneuſen Form und von dem ungeheuren Verluſt an Zeit, der bisher dabey Statt

fand, zu befreyen. Dieſe Form rührt urſprünglich von Franzoſen her, welche ihre Einrichtungen auf den Grundſatz bauten: daß nicht nur der Unterthan, ſondern auch der Beamte einen unwiderſtehlichen Naturtrieb hätten, ihren Landesherrn zu betrügen. Sie führten daher eine große Umſtändlichkeit in der Form der Erhebung der Acciſe- und Zollabgaben ein, da müßten eine Menge Beſcheinigungen hier für einen Dreyer, dort für einen Vierpfenniger gelöſ't, an den Thoren der größern Städte mußte erſt bey dem erſten, dann bey dem zweyten, dritten Fenſter geklopft und an jedem eine neue Ehrlichkeitsbeglaubigung geſucht werden, damit eine genaue Controlle der Beamten ſowohl als der Acciſe- und Zollpflichtigen möglich wäre. Bey der erſten Einführung dieſer Zettelwirthſchaft wurden nun großen Theils Franzoſen als Oberbeamte angeſetzt, und ſobald man mit dieſen bekannter wurde, fand man Mittel, ſich den größern Unbequemlichkeiten der Abgabe zu entziehen; als aber Deutſche mit einem weniger weiten Gewiſſen und einer größern, ans Pedantiſche gränzenden, Pünktlichkeit an ihre Stelle traten, dann wurde es erſt recht ſchlimm. Gern hätte man das Zwey- und Dreyfache gegeben, wenn man ſich nur gegen die große Umſtändlichkeit der Form hätte retten können. Stunden lang mußte man ſtehen und warten, Tage lang mußte man ſeine Leute an dem Zoll- und Acciſeorte herumjagen, und die Ungewißheit, in welcher der mit dem Gange des Geſchäfts weniger bekannte in Abſicht deſſen war, was er eigentlich thun ſollte, konnte faſt zur Verzweiflung führen. Da kam man in ein reich mit Beamten beſetztes Bureau, reichte einem derſelben ſeit Zettelchen hin, ward angebrummt und mit einem Handwinke nach einer andern Seite verwieſen; man begab ſich nach dieſer Seite; da ſaßen wieder drey Herren, man verſuchte es von neuem, ſeinen Zettel anzubringen, und ward noch ein paarmal angebrummt, ehe man den rechten finden konnte.

Von dem gings wieder zu einem andern und dritten, und es war, indem man dieſe unangenehme Kunde machte, ſchwer, dem tiefſten Unwillen zu widerſtehen, welchen man über den Verluſt an Zeit, die Ungewißheit ſeiner Lage und die Unfreundlichkeit der Behandlung fühlen mußte. Darin lag eine ſehr große Aufforderung, lieber alles zu verſuchen, als ſolche Erfahrungen zu machen, ſich den Acciſe- und Zollaufſehern zu entziehen und das, was man dem Landesherrn bezahlen ſollte, lieber dreyfach in den Gotteskaſten zu werfen, um ſein Gewiſſen wegen der Felonie zu beruhigen. Auch kam man oft gerade mit der Ehrlichkeit am ſchlimmſten weg. Ich hatte einſt an einem gewiſſen Orte ein unbedeutendes einheimiſches Fabrikat gekauft und um ruhig reiſen zu können, ein Zeugniß des an dem Orte geſchehenen Einkaufs oder einen Paſſirzettel darüber gelöſ't. Ich hatte einen Weg von 50 Meilen zu machen und eine Menge Städte zu paſſiren; in jeder mußte ich mein Zeugniß vorweiſen und den Durchgang beſcheinigen laſſen. Ich ward oft lange aufgehalten, ſahe manches unfreundliche Geſicht und überall ſchien man den Verdacht zu haben, daß ich den Paſſirzettel wohl nur zum Schein gelöſ't habe, um mit dem übrigen, was ich zollbares bey mir hätte, durchzukommen. Die Ausgabe für alle die Unterſchriften betrug eine Kleinigkeit, aber die abſcheuliche Umſtändlichkeit indignirte mich dergeſtalt, daß ich den Entſchluß faßte, eher alles zu thun, als mich ihr durch eine thörichte Ehrlichkeit je wieder zu unterwerfen. Es kommen nun noch zwey Stücke dazu, die Indignation zu vollenden, welche man über eine ſolche Einrichtung des Zoll- und Acciſeweſens empfinden mußte: 1) daß man ganz dem Princip der Humanität: quilibet praesumitur bonus donec probetur contrarium etc. entgegen überall den Grundſatz vor Augen hatte, daß jeder Zollpflichtige für einen Schurken angenommen und daß, wo das Geſetz unbe-

ſtimmt war, die Willkür zu Ungunſten deſſelben gehandhabt werden müſſe. So ſind mir Fälle bekannt, daß man Waaren in Fällen, über welche das Geſetz nicht entſchieden hatte, als confiscirbar in Depot nahm, daß zwar der Eigenthümer am Ende Recht behielt, aber einen großen Schaden erlitt, indem die in Beſchlag genommenen Waaren unterdeß in ihrem Preiſe verloren hatten, ja zum Theil durch die Nachläſſigkeit der Aufbewahrung verdorben waren. Hätte man nicht, frage ich, gerade das entgegengeſetzte Verfahren befehlen, die Unbeſtimmtheit des Geſetzes lieber allemal zur Erleichterung des Verkehrs und zur Zufriedenſtellung des Steuerpflichtigen benutzen, der an der fehlerhaften Unbeſtimmtheit des Geſetzes keinen Theil hat, als dieſen einem gewiſſen Verluſt und Verdruß ausſetzen ſollen, um vielleicht den Staat mit einer Kleinigkeit zu bereichern? Der Einheimiſche muß ſich ſo etwas gefallen laſſen, der Auswärtige aber ſucht ſich andere Straßen, andre Connexionen, wo er der Chikane weniger ausgeſetzt iſt und ich ſetze hinzu, wo er weniger bezahlen darf. Denn manche Zollabgaben waren zu hoch und man ſchien bey ihrer Feſtſetzung die Lage der Provinzen, durch welche ein Zwiſchenhandel ungemein begünſtigt wird, ganz überſehen und damit zugleich auch den Vortheil der Finanzen nicht beachtet zu haben. Geringere Zölle, mit geringerer Umſtändlichkeit unter einem Titel erhoben, würden mit Ehrlichkeit bezahlt worden ſeyn und man hätte die Strafen auf Defraudation erhöhen können, wenn Form und Größe der Abgaben mehr auf die Geſetze der Billigkeit berechnet geweſen wären. Aber die Höhe der Abgaben machte die Defraudation gewinnreich und reizte zu derſelben; ſie begünſtigte den Schurken und hielt den Erwerb des ehrlichen Mannes nieder. Das zweyte, was das Zoll- und Acciſeweſen dem Publicum noch drückender machte als es an ſich geweſen ſeyn würde, war der eigenthümliche Geiſt, welchen die Natur des

Geſchäfts und ſeine Form in dem Beamten erzeugte. Es war ein Geiſt der Pedanterey, der Kleinigkeit, der Unhöflichkeit und Unbilligkeit, und oft eines mit dem größeſten Unverſtande verbundenen ſcheinbaren Patriotismus. Daraus entſtanden denn manche Unbilden, wie z. E. folgende. Mit nicht geringen Koſten ließ ſich ein Privatmann ein ſehr wichtiges Inſtrument aus dem Auslande bringen, deſſen Verfertigung in dem Inlande nie verſucht worden war und nicht verſucht werden konnte; denn es war eine neue Erfindung für die Handhabung einer überaus heilſamen Kunſt. Das Geſetz beſtimmte darüber nichts. Man war aber der Meinung, es könne zu Ungunſten des Eigenthümers entſcheiden und legte dieſem eine große Menge Schwierigkeiten in den Weg, es koſtete des Hin- und Herlaufens viel, des Schreibens faſt noch mehr, ehe er in den Beſitz des Inſtruments kommen konnte. Nicht anders oder vielmehr ſchlimmer noch ging es einem andern, der ſich eine für die Verbeſſerung eines ſehr wichtigen Gewerbszweiges äußerſt vortheilhafte Vorrichtung nicht ohne große Koſten und Mühe aus dem Auslande zu verſchaffen wußte. Der Mann hätte eine Belobung verdient, daß er eine nützliche Erfindung des Auslandes zum Beſten einer Menge Staatsbürger einheimiſch machte, aber was geſchah? Die Vorrichtung wurde für einen Luxusartikel oder ich weiß nicht für ſonſt was gehalten, und nur gegen die Erlegung einer wirklich ungeheuren Summe war es dem Patrioten möglich, ſich in den Beſitz des ſchätzbaren Geräthes zu ſetzen. Zu dieſen zwey Stücken kam noch das Vielerley, das hier und dort gegeben werden muß, welches eben ſo viel Gänge, eben ſo viel Berechnungen und Schreibereyen veranlaßt. Doch das läßt ſich ſchon aus dem zuerſt Geſagten abnehmen und man wird aus dem Geſagten erſehen, daß nur die großen, aber ſehr wohl zu hebenden Unvollkommenheiten der Form des Acciſe- und Zollweſens keinesweges unbekannt ſind und daß dieſe

unmöglich einen Lobredner an mir finden können; aber damit kann die Vertheidigung der indirecten Abgaben ſehr wohl beſtehen, alſo auch die Behauptung, daß es gut ſey, ſie da, wo man einmal daran gewöhnt iſt, beſtehen zu laſſen, aber freylich auch unbedingt nothwendig, ihre Erhebung weniger chikanös zu machen, ganz beſonders für denkende, einſichtsvolle, billige Oberbeamte zu ſorgen und die Höhe der Abgabe für die einzelnen Artikel ſo zu beſtimmen, daß, wie oben geſagt, die Henne nicht mit dem Ey geſchlachtet werde, daß man nicht ganze Erwerbzweige zu Grunde richte oder Schurken zur Defraudation ermuntere. Wenn aber die Rede davon iſt, ob Abgaben dieſer Art in Provinzen eingeführt werden ſollen, in denen ſie bisher noch nicht Statt gefunden haben und ob es gerathen ſey, ſie dort andern Abgaben, als Meubel, Fenſterſteuern u. ſ. w. zu ſubſtituiren, ſo iſt es etwas ganz anders. Hier läßt ſich im Allgemeinen bloß ſo viel entſcheiden, daß eine Einführung indirecter Abgaben in derjenigen Form, die ihr vom Jahre 1766 an in den preußiſchen Ländern durch die Franzoſen gegeben wurde, daß beſonders die Kleinigkeits-Acciſe überall ein großes, ein faſt unerträgliches Uebel ſey und in manchen neu erworbenen Provinzen den Beamten lebensgefährlich werden würde; ob ſie aber in einer liberalern einführbar ſey, muß nach der Individualität der Provinz beurtheilt werden, ſo wie man es überhaupt nicht genug ſagen kann, daß man ſich vor nichts ſo ſehr, als vor dem Uniformiren und Generaliſiren hüten müſſe, auch daß man die Stimmung des Volks durch nichts ſo ſehr verderben, deſſen Zufriedenheit und guten Willen durch nichts ſo ſtören könne, als durch große Veränderungen im Abgabenſyſtem und durch Einführung neuer Steuern, wenn auch die Aufhebung alter damit verbunden wird. Dadurch entſteht immer Verluſt auf beyden Seiten, ſowohl des Volks als der Regierung, und weil dieſe nothwen-

diger Weiſe ſich dieſes Verluſtes erholen muß, ſo fällt am Ende doch die ganze Laſt auf jenes und ſie wird zuletzt unerträglich. Der allgemeine Gang der Staaten iſt bis jetzt überhaupt der geweſen, daß ſie von Jahr zu Jahr mehr bedurft haben. Die eine Urſach davon kann in der Vermehrung der Staatsdiener jeder Art, in einer die Koſten der Verwaltung ſehr erhöhenden Vervielfachung der Geſchäfte, in unnöthigen Gehaltsvermehrungen, in eben ſolchen Emeritirungen und Penſionen, in prunkenden Unternehmungen und in vielen andern Dingen liegen; der größere Bedarf eines Staates kann aber auch von den ſteigenden Preiſen der Lebensbedürfniſſe, welche der Regierung eine höhere Beſoldung ihrer Beamten nothwendig machen, und ihre Ausgaben für eine Menge Nothwendigkeiten, z. E. das Material und Arbeitslohn für den Kriegsapparat, beträchtlich vermehren, herrühren; auch kann, wenn ein Staat durch einen unglücklichen Krieg in die Nothwendigkeit gebracht worden iſt, ein Capital aufzunehmen, die Aufbringung der Zinſen eine Staatsgeldnoth herbeyführen. Meinem Dafürhalten würde es in einem ſolchen Falle das Beſte ſeyn, durch eine klare Darlegung des Bedürfniſſes das Vertrauen des Volks zu gewinnen, den unbedingt nothwendigen und dem Volke als ſolchem klar dargeſtellten Zuſchuß dem Ertrage der bisherigen Abgaben gemäß, der in den einzelnen Diſtricten und Städten Statt gefunden hat, zu repartiren und dann den Gemeinheiten dieſer Diſtricte und Städte zu überlaſſen, wie ſie dieſen Zuſchuß auf die ihnen bequemſte Weiſe aufbringen wollen. Es iſt unglaublich, was ein redliches, zutrauliches Benehmen der Regierung auf ein Volk wirkt, wie willig dieſes iſt, der wahrhaften Noth — beſonders in einem Staat, wo eine ſo ungemein niedrige Civilliſte Statt findet, wo der König ſo wenig für ſich will, als im Preußiſchen — abzuhelfen, und welche ungeheure Laſten es übernimmt, wenn es nur von der Redlichkeit

und klugen Sparſamkeit der Verwaltung überzeugt iſt, welch einen Groll dagegen das willkürliche Schalten mit dem Eigenthum deſſelben und welch eine finſtre Stimmung die gerechte Furcht vor neuen, zukünftigen Aeußerungen dieſer Willkür in ihm erzeugt.

Das endliche Reſultat bey allen Betrachtungen über die Finanzen eines Staats iſt immer das, daß nichts ſo dringend nöthig ſey, als die Verwaltung des Landes möglichſt zu vereinfachen, die Bedürfniſſe ſo einzuſchänken, daß man dem Volke ſo wenig zumuthen dürfe als möglich, und die Individualität der Provinzen nie aus dem Auge zu verlieren. Jede Abgabe iſt ein nothwendiges Uebel, ſie hat unmittelbar immer eine von beyden Folgen, daß ſie entweder das Capital vermindert, indem das mit Abgaben belaſtete um ſo viel an dem Kaufpreiſe verliert, als das Capital beträgt, deſſen Zinſen die Auflage aufzehrt, oder daß ſie die Preiſe ſteigert und in dieſem Falle immer neue und neue Erhöhungen derſelben nothwendig macht. Man erſtaunt über das, was im Alterthum oft von kleinen Staaten für Gemeinwohl geleiſtet wurde und man möchte erröthen, wenn man Tempel, Curien, Gymnaſien, Theater, Aquäducte der alten Welt und die öffentlichen Gebäude des Mittelalters mit den Bethäuſern, Schulgebäuden, Rathhäuſern, Thoren, Röhrkünſten u. ſ. w. der neuen vergleicht. Aber man darf ſich darüber wahrſcheinlich nicht wundern. Wir bringen auch viel, ſehr viel Geld auf; weit mehr, als die Bürger des Alterthums und der Mittelzeit, allein großen Theils geht es für Arbeit auf, durch welche nichts producirt wird und wovon ein guter Theil erſpart werden könnte. Zwey Dinge ſinds, welche die Kräfte der Völker erſchöpfen: die Furcht eines jeden Staats vor den andern, und die Furcht der Verwaltung vor dem Volk verbunden mit der Neigung zu befehlen und zu bevormundſchaften. Wendete ein jeder Staat die Anſtrengungen, die er macht, ſich

gegen den Nachbar zu ſichern, auf Verbeſſerungen im Innern an, ein jeder würde hundert- und tauſendmal mehr gewinnen, als er durch den glücklichſten Krieg und die dadurch erlangte Erweiterung ſeines Gebiets errei- chen kann und die Finanznoth würde in kurzem aufhö- ren, ſtatt daß ſie jetzt von Jahr zu Jahr ſteigt. Ach, Ihr gemüthvollen, liebenswürdigen Fürſten, welche Ihr jetzt an der Spitze der Völker ſteht und die Ihr den Wunſch, eure Völker glücklich zu machen, ſo klar aus- geſprochen habt, wie leicht würde es Euch werden, bey der großen Eintracht, die jetzt unter Euch herrſcht, bey den Geſinnungen eines echten Chriſtenthums, die Euch beſeelen, durch gegenſeitige Uebereinkunft die Laſten der Völker um ein Außerordentliches zu erleichtern! Ein Heer großentheils mittelmäßig beſoldeter Beamten und eine Maſſe ſchwer taxirter Bürger ſtehen einander ge- genüber; jedem iſt bange um ſeines Lebens kärgliche Unterhaltung, in der Sorge für des armen Daſeyns dringende Bedürfniſſe ſcheint aller Sinn und alle Kraft für das Edle untergehen zu müſſen, überall nur iſt Kleinmuth, Angſt und Bekümmerniß um leiblicher Be- dürfniſſe willen, und der Aufblick zum Höhern, den die Religion uns gewährt, geſchieht nur, um Troſt zu ſuchen in einer andern Welt für die Bedrängniſſe die- ſes Lebens und ſich los zu ſagen von der gegenwärti- gen. Man klagt über den ſchlechten Geiſt, der unſer Zeitalter durchdrungen habe, man ſucht uns zu beſchä- men, indem man uns den Spiegel der Vorzeit vorhält, uns die Kraft und den edlen Sinn ſchildert, die ehe- mals in den Menſchen ſich regten, und damit unſre Ermattung, unſern niedrigen Eigennutz, unſere Klein- lichkeit vergleicht. Es iſt nicht ganz unwahr, was ſie ſagen, doch oft übertrieben, weil es vielen an einer über das Compendiariſche hinaus reichenden Kenntniß der Geſchichte zu fehlen ſcheint, auch gehen ſie häufig irre in der Aufſuchung der Gründe dieſer Erſcheinung.

Die Menſchen ſind eigentlich geblieben, was ſie waren; ihr Geiſt und ihr Gemüth erliegen nur den Verhältniſſen; der Sinn für das Schöne, Große und Edle iſt wahrlich nicht untergegangen, aber ſeine kräftige Aeußerung wird bey den meiſten unmöglich gemacht durch des Lebens dringende, alle unſere Kraft in Anſpruch nehmende Noth, und die fortgehende Sorge für die möglich größte Bevölkerung, für die immer größere Vertheilung des Grund und Bodens und des Erwerbgewinns und die damit überhandnehmende Zahl ſolcher Menſchen, die nur das dringendſte Bedürfniß befriedigen können, müſſen uns nicht bloß dem äußern geſellſchaftlichen Zuſtande der Chineſen nahe bringen, ſondern auch von ähnlichen Wirkungen auf unſer inneres Leben begleitet ſeyn. Wenn man unter ſolchen Umſtänden das Volk nur wenigſtens mit den Ausgaben verſchonte, welche recht wohl umgangen, wenigſtens auf eine gelegnere Zeit verſchoben werden könnten! Dahin gehört unter andern die Einführung gleicher Maße und Gewichte, verbunden mit einer Veränderung faſt aller alten. Gleichförmigkeit derſelben in einem Staate iſt allerdings eine ſchöne Sache und erſpart manche ſchwierige Rechnung und manchen Betrug; auch iſt ſie in Provinzen von geringem Umfange weniger koſtſpielig und es iſt wohl gut, wenn dieſe darin mit den Hauptprovinzen gleichförmig gemacht werden. Allein in einer ganzen Monarchie oder auch nur in ſehr ausgedehnten Provinzen iſt die Reform aller Maße und Gewichte eine Sache, welche mit einem ungemein großen Aufwande, mit großen Störungen im Verkehr und gewöhnlich mit der Steigerung der meiſten Erzeugniſſe verbunden iſt. Der hauptſächliche Bewegungsgrund, durch welche man zu einer ſolchen Reform vermocht werden kann, iſt die Reduction der Maße und Gewichte auf ein natürliches Urmaß und Urgewicht. Eine ſolche iſt aber jetzt, wahrlich kein dringendes Bedürfniß mehr, da eine Nation

und zwar diejenige, mit deren Längenmaße bisher alle übrigen Längenmaße in Europa und mittelbar auch alle übrigen Maße verglichen worden ſind, natürliche Urmaße mit großer Genauigkeit, die man ſchwerlich übertreffen möchte, hat beſtimmen und verfertigen laſſen. Etalons nach dieſen Urmaßen zu erhalten, kann keine großen Schwierigkeiten machen und wir können uns an denſelben um ſo mehr genügen laſſen, da bey der Beſtimmung jener Urmaße eine Menge der vorzüglichſten Mathematiker und Kunſtverſtändigen faſt aus allen Staaten Europens zu Rathe gezogen worden ſind, ſo daß man dieß Unternehmen faſt für ein allgemeines europäiſches anſehen kann. Ueberdieß iſt, ſo viel ich weiß, nie oder ſelten Klage geweſen über unrichtiges Maß und Gewicht und die Aufſicht darüber kann ohne allen Nachtheil, wie bisher, ein Nebengeſchäft bleiben und bedarf keines beſondern ausſchließlich dazu beſtimmten Bureaus. Die Käufer ſind viel zu ſehr intereſſirt dabey, als daß nicht Tauſende von Menſchen auf die Richtigkeit der Maße und Gewichte aufmerkſam ſeyn ſollten. Aber nicht bloß unnöthig, ſondern auch höchſt nachtheilig kann eine Umänderung der Maße und Gewichte werden, wenn ſie in ausgedehnten Provinzen geſchieht, die insbeſondere mit Schnittwaaren einen bedeutenden Verkehr mit dem Auslande treiben. Seit langen Zeiten ſind die Ausländer an eine beſtimmte Breite und Länge dieſer Waaren gewöhnt, die geringſte Veränderung darin erregt ihr Mißtrauen und Mißfallen, und ich erinnere mich an den beträchlichen Verluſt, den ein Haus durch eine ſolche Veränderung, durch die es eine Verbeſſerung beabſichtigte, erlitt. Nun beſtimmt man Länge und Breite bey geſchehender Umformung der Maße und Gewichte entweder nach den neuen und der Verkehr wird geſtört, vielleicht gar zu Grunde gerichtet, oder man läßt, wie es denn geſchehen muß, Länge und Breite, wie ſie ſeit undenklichen Zeiten waren, und dann hat man neben

dem neuen ein altes Maß nöthig, es entſteht Vervielfachung ſtatt Vereinfachung, und man zahlt obenein noch Geld. Bloß beyläufig bemerke ich noch, daß es beſonders nöthig ſeyn dürfte, das Medicinalgewicht zu laſſen, wie es iſt. Es iſt dieß ein in Deutſchland allgemein geltendes Gewicht, in allen bisher erſchienenen deutſchen mediciniſchen Schriften iſt nach dieſem Gewicht gerechnet, und was liegt dem allgemeinen Beſten daran, ob das Pfund Medizinalgewicht ſich ſo oder anders zu dem neuen preußiſchen verhalte, bey dem man ja doch wieder ſeinen Recurs zu dem holländiſchen Aß nimmt. Noch iſt das ſonderbar, daß man ſich nicht ſcheute, die preußiſche Elle durch die vermiſchte Zahl von 25½ preußiſche Zoll zu beſtimmen und doch Anſtand nahm, das Pfund preußiſchen Medicinalgewichts zu 24½ preußiſche Loth anzunehmen, als wodurch es dem gewöhnlichen Medicinalpfund ſo nahe gekommen wäre, daß es ſich nur um 10 Aß von demſelben unterſchieden hätte.

Eine gleiche Bewandniß, wie mit der Veränderung des Maßes und Gewichts, hat es auch mit der Veränderung des Münzſyſtems oder mit einer Veränderung nur der Währung der Münzen, d. h. der Beſtimmung, welch eine Anzahl der kleinern Geldſortenſtücke die Einheit der nächſt größern oder der Hauptmünze ausmachen ſoll. Die große Verſchiedenheit, welche in dieſer Währung ſowohl, als in den wirklich geprägten Münzen in den verſchiedenen Provinzen des preußiſchen Staats herrſcht, iſt ein großer Uebelſtand und es dürfte nothwendig ſeyn, den kleinern Provinzen eine gleiche Währung und Münze mit einer der größern zu geben. Die brandenburgiſche und ſchleſiſche ſcheinen die vortheilhafteſten zu ſeyn und ſehr wohl neben einander beſtehen zu können, ob ſie gleich der allgemeinen Anſicht, welche man in der neuern Zeit von der zweckmäßigſten Beſtimmung der Währungszahlen gefaßt hat, nicht entſprechen. Es iſt dieſe Anſicht die franzöſiſche, welche der

Decimaleintheilung den Vorzug zugeſteht, weil ſie das Reduciren und Reſolviren der verſchiedenen Sorten Geldes, Maßes u. ſ. w. ungemein erleichtert. Daß ſich aber mit 10 leicht multipliciren und dividiren laſſe, haben unſre Vorfahren unſtreitig ſo gut gewußt, als wir, deſſen ungeachtet haben ſie — ſehr wenige Ausnahmen abgerechnet — die Währungen davon nicht abhängig gemacht und ſie wußten, was ſie thaten; die Gründe davon liegen nicht tief. Man wählte nehmlich zu der Summe der kleinſten Münzen, welche die Einheit der Hauptmünze ausmachen ſollten, eine ſolche Zahl, die durch recht viele andre Zahlen theilbar war, z. E. 360 (1 Thlr. à 360 Denar); 320 (1 Fl. Holl. à 320 Pf.); 288 (1 Thlr. à 288 Pf.); 240 (1 Pf. Sterl. à 240 Pf.); 192 (1 Mk. à 192 Pf.). Dieſer großen Theilbarkeit wegen, welche bey 100 und 10 nicht Statt findet, zogen ſie dieſe Zahlen vor; denn ſie laſſen eine große Menge verſchiedner theils wirklicher, theils Rechnungsmünzen zu, welche aliquate Theile der nächſthöhern ſind und erleichtern den Verkehr, beſonders den kleinern durch die ungemeine Leichtigkeit, welche ſie der Ausgleichung des Zahlwerthes verſchaffen. Für die Erleichterung eines Gegenſtandes von ſo hoher Wichtigkeit, als der kleinere innere Verkehr eines Landes iſt, mit welchem tagtäglich eine außerordentliche Menge von Menſchen beſchäftigt ſind, zu ſorgen, iſt unendlich nothwendiger, als die Vortheile zu beachten, welche die Decimalrechnung für die ſchriftlichen Rechnungen haben kann; auch gewährt die gewöhnliche Münzwährung wieder andre Vortheile im Rechnen, welche die Decimalrechnung nicht zuläßt. Was nun insbeſondere die preußiſche bisherige Münzverfaſſung Gutes hat, iſt, daß ihre Hauptmünze, der Thaler, nicht zu hoch und daß die kleinſte Währungsmünze, der Pfennig oder Denar, ein ſehr kleiner Theil $\frac{1}{288}$ oder $\frac{1}{360}$ derſelben iſt. Zu hohe Hauptmünzen und ein zu hoher Werth der kleinſten Münzſorten

haben einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Preiſe; ſie erhöhen dieſelben und zum Theil rührt davon die Theurung her, welche in England, im Vergleich gegen andre Staaten, herrſcht und ſchon zu Ende des 15ten Jahrhunderts, alſo vor der Zeit herrſchte, als es zu ſeiner jetzigen Opulenz gelangt war. Der engliſche Pfennig verhält ſich zu dem preußiſchen wie 7 zu 1. Man kann nun zwar nicht ſagen, ein hoher Preis der Dinge ſey ein Uebel; iſt überall des Einkommens um ſo viel mehr, als die Preiſe höher ſind, ſo befindet ſich jeder in dem Staate, wo Theurung in Verhältniß gegen andre herrſcht, in keiner ſchlimmern Lage, als andre mit geringerm Einkommen in dem, wo große Wohlfeilheit iſt. Doch bedarf ein ſolcher Staat einer größern Maſſe edlern Metalls für das zum Umlauf nöthige Geld und unter übrigens gleichen Umſtänden iſt der Staat beſſer daran, der eine geringere Maſſe ſolchen Metalls bedarf, in dem alſo größere Wohlfeilheit herrſcht; beſonders wird ein ſolcher, unter übrigens gleichen Umſtänden, große Vortheile im äußern Verkehr voraus haben. Aus dieſem Grunde iſt auch höchlich zu wünſchen, daß man dafür ſorge, daß eine hinlängliche Menge kleinerer Scheidemünze vorhanden ſey und zwar kein Waarenballaſt von kupferner, ſondern eine Scheidemünze, wie ſie unter Friedrich II. in den meiſten Provinzen Statt fand, und wie ſie in denen, in welchen ſie noch courſirt, nicht allein gelaſſen, ſondern fortwährend unterhalten werden muß, wenn man in ihnen nicht gleiche Theurung, wie in andern veranlaſſen will, die hauptſächlich den Beamten und alſo den Finanzen des Staats drückend wird. Ueberhaupt hat ſich die preußiſche Münzverfaſſung von 1764 durch die Erfahrung bewährt, ſelbſt bis auf die glatte, größere Form der Silbermünzen, und die franzöſiſche neuere Form iſt keine Verbeſſerung. Man verſah es nur darin, daß man der ſogenannten Münze im Gegenſatz des Courants zu

viel prägte, wiewohl, ohne die Cataſtrophe von 1806 und 1807 Niemand davon großen Nachtheil verſpürt haben würde. Durch die Zeitumſtände ſah man ſich zu der Maßregel gezwungen, jener ſogenannten Münze geſetzlich einen geringern Cours zu geben; vielleicht wär es beſſer geweſen, den Zufall walten zu laſſen, jedoch die Münze in den Caſſen nicht anders, als nach dem laufenden Courſe anzunehmen. Denn geſetzliche Beſtimmungen der Courſe ſcheinen immer von nachtheiligen Wirkungen begleitet geweſen zu ſeyn und, ſtatt das Uebel zu heben, es vergrößert zu haben. Sie ſind ganz mit reißenden Strömen zu vergleichen, deren Lauf die Natur beſtimmt, die ſich ſchlechterdings nicht leiten laſſen, und größere Verwüſtungen anrichten, wenn man ſich unterfängt, ſolche in ihrem Laufe aufzuhalten und ihnen willkürliche Richtungen anweiſen zu wollen. An ſolchem Unternehmen ſind bisher die feinſten Politiker, ſo viel ich weiß, beſtändig geſcheitert.

Nächſt einer weiſen Anordnung und gerechten Verwaltung der Finanzen iſt das größte Gut für die Bürger eines Staats eine auf die Grundſätze wahrhaftiger Gerechtigkeit und Billigkeit gebaute, wegen Uebermaß an Förmlichkeiten und Vielſchreibens nicht einen zu langſamen Schritt gehende, ohne Unterſchied des Ranges und Standes durchgreifende, keinen andern Gebieter, als das Recht, die Billigkeit und geſunde Vernunft über ſich erkennende und nicht koſtſpielige Juſtizpflege. Herrlich eingeleitet wurde eine ſolche durch die Erklärung, welche Friedrich II. beym Antritt ſeiner Regierung gab, daß er allen Machtſprüchen in gerichtlichen Urtheilen entſage, und wie ernſtlich es ſein Wille war, daß, wo es auf das Recht ankäme, König und Bettler gleich geachtet werden ſollten, bewies er durch das Manifeſt, welches in den letzten Jahren ſeiner Regierung, den berüchtigten Proceß über die Krebsmühle im Züllichauſchen betreffend, erſchien. Friedrich Wil-

helm II. aber verherrlichte ſeine Regierung durch die Bekanntmachung des Landrechts für den preußiſchen Staat, welches jedoch von ſeinem großen Onkel bereits eingeleitet war, der, eben durch jenen Proceß veranlaßt, die Sorge für die Ausarbeitung deſſelben ſeinem Großkanzler Carmer übertragen hatte. Kein menſchliches Inſtitut erreicht jedoch das Ideal, dem man bey deſſen Errichtung nachſtrebt, und ſo mag auch das Landrecht nicht frey von Mängeln ſeyn, ja einige Beſtimmungen in demſelben ſcheinen ſogar dem natürlichen Begriffe des Rechts zu widerſprechen, inſofern man in denſelben eine ſchwer zu rechtfertigende Rückſicht auf den Unterſchied der Geburt und der Stände genommen hat; allein dennoch dürfte ſich die Behauptung erweiſen laſſen, daß das preußiſche Geſetzbuch und die durch daſſelbe feſtgeſetzte Gerechtigkeitspflege im Ganzen von denen keines andern Staates übertroffen werde. In einen ſolchen Codex können jedoch nur die allgemeinern Beſtimmungen aufgenommen werden, und es wird oft geſchehen, daß ſich einzelne Rechtsfälle entwickeln, für welche jene Beſtimmungen nicht ausreichen, dieſe werden daher bald erweitert, bald eingeſchränkt und immer genauer modificirt werden müſſen. Soll daher nicht wieder ein neues Aggregat von zu großem Umfange ohne die gehörige Einheit entſtehen, ſo dürfte es gerathen ſeyn, von Zeit zu Zeit eine neue Bearbeitung des Ganzen zu veranlaſſen, die frühern Beſtimmungen durch die nachträglichen neuern zu vervollſtändigen oder genauer zu begrenzen und auf dieſe Weiſe wieder ein leicht zu überſehendes harmoniſches Ganzes zu bilden. Problematiſch ſcheint es zu ſeyn, ob es — einzelne Gegenſtände, z. E. Erbſchaften, abgerechnet — gut ſeyn möchte, die verſchiedenen Fälle, die unter einem allgemeinen Geſetz begriffen ſind, mit zu großer Aengſtlichkeit aufzuſuchen und die Entſcheidung des poſitiven Rechts für ſolche zu beſtimmen, oder ob es beſſer ſeyn dürfte,

der Einſicht und Billigkeit der Richter einen freyern Spielraum zu laſſen. Durch jene Aengſtlichkeit kann leicht eine zu große Härte der Juſtiz und ein gewiſſer Pedantismus begründet werden, deſſen summum jus oft zur summa injuria wird; der freyere Spielraum aber, welcher den Richtern gelaſſen wird, kann freylich der Ausbildung des juriſtiſchen Talents und der Ausübung der natürlichen Billigkeit ſehr förderlich werden, aber oft auch der Beſchränktheit eines Richters, ſeiner Willkür, Unredlichkeit und Unbilligkeit freyere Bahn machen und es iſt beſſer, in die Hände des Geſetzes zu fallen, als in die Hände der Menſchen. Eben ſo problematiſch dürfte es ſeyn, ob das mündliche oder ſchriftliche Verhandeln der Rechtshändel das beſſere ſey. Jenes empfiehlt ſich durch die Oeffentlichkeit der Verhandlung, durch die Beförderung eines raſchern Ganges derſelben, durch den Einfluß, den das öffentliche Plaidiren auf die Bildung des Volks und auf den Juriſten insbeſondre haben muß; aber wider ſich hat es das Uebergewicht, welches ein gewandter Vertheidiger einer ungerechten Sache über den Anwald der guten Sache, welcher der Beredſamkeit weniger mächtig iſt, erlangen kann, und die Ueberraſchung des Richters, der durch einen ſchönen Vortrag leicht geblendet und zu einem ungerechten oder unbilligen Urtheile verleitet werden kann, wiewohl auch in der ſchriftlichen Führung einer Rechtsſache die Auffaſſung der Hauptmomente und ihre Darſtellung ſehr viel entſcheiden muß und ein langes, ſpitzfündiges Ueberlegen nicht immer eine den Grundſätzen des geſunden Verſtandes, des Rechts und der Billigkeit entſprechende Entſcheidung zur Folge hat. Erkläre man ſich jedoch für eine Form, für welche man wolle, ſo werden ſich doch alle in folgenden Wünſchen vereinigen: daß der Rechtsgang ſo einfach als möglich ſeyn und aller unnöthigen Förmlichkeiten entbunden werden möge, welche nur dazu dienen, einen Rechtsſtreit langwierig und

koſtſpielig zu machen; daß man auch als armer Mann und unfähig einen Vorſchuß zu leiſten, ſein Recht verfolgen könne; daß es unbedingt erlaubt ſey, jedem Rechtsſtreite und ſeiner Führung vollſtändige Oeffentlichkeit zu geben — es ſey denn, daß er Dinge enthielte, die die Scham zu ſagen erröthet; — daß nie ein Machtſpruch der Regierung erfolge, und jeder, auch der geringſte Unterthan, die Befugniß habe, ſein Recht auch gegen ſie auszuführen; daß nie eine Entſcheidung Statt finden könne, bevor nicht der Rechtsgang vollendet iſt; daß alſo z. E. kein Beamter — wenn er auch ſuspendirt werde — ſeiner Stelle entſetzt, oder, wenn auch mit Penſion, in den Ruheſtand verwieſen werden könne, ohne daß das Gericht, dem er unterworfen iſt, über ſeine Strafbarkeit oder Unfähigkeit entſchieden habe; daß kein Individuum, keine Gemeine eines Privilegiums, welches rechtlich erworben und durch keine Schuld verwirkt iſt, verluſtig erklärt werden könne, ohne daß das Geſetz und das Gericht über die Rechtmäßigkeit des Verluſtes entſchieden oder das Individuum und die Gemeine ſich freywillig und ungezwungen ihres Rechts begeben habe; daß endlich das Geſetz nicht zu weit greife; daß der Beſchränkungen nicht zu viele werden, ſondern daß die größtmögliche Freyheit beſtehe. Auch in den Wunſch werden die Meiſten einſtimmen, daß eine größere Strenge gegen gewiſſe Verbrecher, z. E. muthwillige Bankerottirer und unbarmherzige Wucherer, und eine größere Lebendigkeit in der Führung der Criminalproceſſe gegen Räuber und Mörder kommen möge. Bräche ein Tiger in eine Stadt ein, ſo würde ſofort alles aufgeboten werden, ihn zu verfolgen und zu erlegen. Mörder und Räuber aber ſind Tigern zu vergleichen, nichts iſt der menſchlichen Geſellſchaft wichtiger, als daß ſolche bald möglichſt aus ihrer Mitte geſchafft werden. Der langwierige Verhaft des Verbrechers gibt dieſem nicht nur Zeit, auf ſeine Flucht zu denken,

ſondern auch einen unwiderſtehlichen Reiz, ſich durch alle mögliche Mittel ſeine Freyheit wieder zu verſchaffen; denn die ungeheure Langeweile, die ihn quält, treibt ihn gewaltſam zu einem Gegenſtande der Beſchäftigung, und welcher liegt ihm näher, als der ſeiner Befreyung? Inſofern nun ein langſamer Gang der Criminaljuſtiz nicht in der Trägheit und Unbeholfenheit der Beamten, ſondern in den durch das Geſetz vorgeſchriebnen Formen ſeinen Grund hat, inſofern macht er einer Geſetzgebung Ehre, er iſt ein Beweis ihrer Humanität und ihrer zarten Sorgfalt für die Rechte des Menſchen, auch deſſen, der gleichſam aus der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſchieden iſt. Aber ſo entſetzlich der Gegenſatz iſt — ſo daß ich mich kaum entſchließen kann, ihn auszuſprechen — ob es nehmlich dem Wohl einer bürgerlichen Geſellſchaft erſprießlicher ſey, Gefahr zu laufen, daß unter 100 Verdächtigen ein einziger Unſchuldiger gleiches Schickſal mit 99 Räubern und Mördern habe, oder daß 99 Räuber und Mörder losgelaſſen werden, damit ein einziger Unſchuldiger gerettet werde, ſo getraue ich mir doch nicht darüber zu entſcheiden. Nur zweyerley glaube ich behaupten zu können: einmal, daß in einem Staate, deſſen Bürger und Rechtsgelehrte auf einer ſolchen Stufe der Humanität und Einſicht ſtehen, als in dem preußiſchen, der Fall faſt moraliſch unmöglich ſey, daß ein Unſchuldiger — ich nehme den Zuſtand der Exaltation aus, welcher in der Hitze des Vernichtungskrieges Statt fand, während deſſen oft eine Miene, ein Wort, den unſchuldigſten Mann zu einem des Stranges würdigen Spion machte — auf dem Schaffot ſterben könne; zweytens, daß jene Milde der Juſtiz und ihre Folge, die Langſamkeit des Criminalrechtsganges, gerade eine ungemeine Härte gegen die Unſchuldigen involvire, dagegen die Böſewichter begünſtige. Dieſe werden freylich gegen jede ungerechte und zu harte Strafe dadurch ziemlich geſichert ſeyn, aber die Strafe,

welche in der langwierigen Beraubung der Freyheit und in dem Gräuel eines Kerkers liegt, wird den Unſchuldigen wie den Strafbaren treffen, die langdauernde Entfernung von Haus und Heerd wird von den größten Nachtheilen für den Erwerbſtand des Unſchuldigen begleitet ſeyn und die Angſt, welche eine lange beſtehende Ungewißheit ſeines Schickſals ihm und ſeiner Familie verurſachen muß, wird ſeinem künftigen Daſeyn das Gepräge einer fortdauernden Schwermuth aufdrücken und dem Leben Einzelner nicht weniger gefährlich werden, als eine Uebereilung des gerichtlichen Verfahrens. Nichts iſt daher furchtbarer, als das heimliche Verhaften, das Innehalten Verhafteter auch nur über 24 Stunden, ohne daß man die Urſache ihrer Verhaftung entdeckt und das Umherſchleichen einer geheimen Polizey, die überall eindringt, um Verbrechen auszuſpüren. Gottlob, daß wir von einer ſolchen nichts wiſſen und gern wollen wir des Ruhms entbehren, eine Polizey zu beſitzen, der kein Sünder entgehe, die jedem Fehl auf die Spur komme. Denn es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob eine ſolche Polizey nicht ſchlimmer ſey, als die Gefahr, daß der Urheber manches Vergehens unentdeckt bleibe. Schwerlich können ſich ihre Beamten zu einer ſolchen Virtuoſität durch ein andres Mittel erheben, als dadurch, daß ſie ſich mit den Menſchen in Rapport ſetzen, welche den Verbrechern nahe ſtehen und oft vielleicht die Niederträchtigkeit haben, den Plan zu einem Vergehen zu veranlaſſen, um den Lohn der Entdeckung zu ernten. Solche Verbindungen ſind bedenklich und man kann ſich nicht füglich überzeugen, daß durch ſolche Mittel die Sicherheit der bürgerlichen Geſellſchaft wahrhaft befördert werden könne; ja man könnte gar in Verſuchung gerathen zu glauben, daß es faſt beſſer ſey, gar keine, als eine überall hin ihre geheime und öffentliche Aufmerkſamkeit ausdehnende, jede Rede und That ausſpürende, alles verengende und beſchränkende, des-

potiſch handelnde Polizey. Ein Geſetz, wie das Soloniſche, nach welchem jeder Bürger nachweiſen mußte, wodurch er ſeinen Unterhalt erwerbe, harte Beſtrafung ſelbſt leichter Vergehen junger, angehender Böſewichter, ernſtliche Aufmerkſamkeit darauf, daß kein Vater ſein Kind in der Ungebundenheit des Straßenlebens aufwachſen laſſe, daß jedem ſchulfähigen Kinde der nöthige Unterricht werde, und die Zucht der Schule es fähig mache, ſich der Zucht des bürgerlichen Lebens zu unterwerfen, endlich Sorge dafür, daß der ſeiner Haft entlaſſene, wirkliche anfangende Verbrecher nicht einer Lage bloß geſtellt werde, die ihn zur Rettung ſeiner Subſiſtenz zwingt, neue und ſchwerere Verbrechen zu begehen, würden ſichrer zum Ziel führen.

Wenn nun in dem Staate eines gebildeten Volks die nöthige Sorgfalt auf die Erhaltung, Verbreitung und Vervollkommnung ſeiner Bildung gewendet; wenn, ohne Unterſchied der Geburt, das Talent hervorgezogen und dahin geſtellt wird, wo es mit Kraft wirken kann; wenn man andrer Seits die verſchiedenen Stände und Claſſen in den Rechten ſchützt, welche aus der Natur eines bürgerlichen Vereins hervorgehen, den nöthigen Bedacht nimmt, daß es der Einwohner nicht bloß eine große Menge gebe, ſondern daß die meiſten ſich in einem verhältnißmäßigen Wohlſtande befinden, wenn ihnen die größtmögliche Freyheit geſichert iſt, die ſich mit dem Monarchismus vereinigen läßt, und derſelben nie ohne dringende Noth Abbruch geſchieht; wenn die Abgaben weder durch ihre Höhe, noch durch die Form ihrer Erhebung, noch durch ihr verwirrtes Vielerley drückend ſind und kein Gewerbe niederhalten; wenn ſich endlich der Unterthan einer guten Juſtizpflege erfreut, welche prompt iſt, ohne übereilt zu ſeyn, ohne allen Unterſchied der Perſon jedem ſein Recht gewährt, auch dem Armen, der keinen Vorſchuß leiſten kann: ſo iſt eine große, innige Anhänglichkeit an den Staat eine

unbedingt nothwendige Folge. Dieſe Anhänglichkeit kann jedoch durch das Benehmen der Beamten ſehr vermindert, ja ſie kann dadurch völlig zerſtört werden. Gewöhnlich ſind die Geſchäfte, welche der Unterthan mit einem Beamten oder mit einer Verſammlung mehrerer in einem Bureau abzuthun hat, an und für ſich ſelbſt nicht von der angenehmſten Natur, immer erſcheint das, was der Beamte zu thun hat, ſelbſt dann, wenn man das Scherflein ſeiner Staatsabgabe abträgt, als eine Art von Gefälligkeit, und das Gefühl der Abhängigkeit, welches man in dieſem Augenblicke hat, auch das der bittern Ungewißheit deſſen, was man zu thun hat, wenn man mit der Form des Geſchäftsganges nicht recht bekannt iſt, gehört nicht unter die angenehmen; mit einem Wort, die Abthuung eines ſolchen Geſchäfts iſt etwas Läſtiges. Hat man nun das Glück, mit dem Beamten gut bekannt zu ſeyn oder ſich durch ein Aeußeres, welches in die Augen fällt, auszuzeichnen, ſo geht alles recht gut; iſt das aber nicht, ſo ſteht man oft nicht anders da, als ob man etwas geſündigt hätte und den Spruch des Richters erwarte, beſonders, wenn man mit der Form des Geſchäftsganges nicht bekannt iſt. Nun weiß ich recht wohl, daß das Ungeſtüm manches Erſcheinenden die Beamten unmuthig machen muß, und daß andre der Verdroſſenheit nicht widerſtehen können, wegen der Natur ihrer Verrichtung, die ihnen durch das Vielerley, welches auf einmal geſchehen ſoll und was, wegen des ſchriftlichen Verhandelns nur langſam abgethan werden kann, höchſt läſtig wird, daß auch nicht alle, welche etwas anzubringen haben, auf einmal abgefertigt werden können. Allein viele Beamte ſind ohne gegründete Urſache mürriſch, laſſen den Unwillen, den das Geſchäft in ihnen erregt, ganz auf den fallen, der keine Schuld an ihrer läſtigen Arbeit hat, machen ihm die Abhängigkeit, in welcher dieſer jetzt vor ihnen ſteht, auf eine nicht feine

Weiſe empfindlich und es iſt bisweilen nicht anders, als ob Beamte und die übrigen Bürger des Staats in einem feindlichen Verhältniſſe ſtänden. Statt dieſen die lange Weile beim unvermeidlichen langen Warten auf Abfertigung durch einen freundlichen Blick, ein freundliches Wort erträglich zu machen, fahren ſie ihn an und zeigen die ganze Autorität, welche ihnen die augenblickliche Abhängigkeit des Mannes, der vor ihnen ſteht, zu geben ſcheint. Auch iſt der Ton in manchen ſchriftlichen Abfertigungen ſo rauh und derb, daß man jene liebliche Vorſtellung, welche man von dem väterlichen Verhältniß der Regierer zu den Regierten haben ſoll, ganz zu verläugnen ſcheint. So etwas thut außerordentlich weh, ja es macht widerſetzlich und empört, ſtatt daß das entgegengeſetzte Betragen unwiderſtehlich einnimmt und das Gehorchen leicht macht; ich meine jenes Betragen, in welchem Ernſt, Würde und Feſtigkeit ſich mit Humanität und väterlichem Vertrauen vereinigt. Gottlob, daß dieſer Ton, der ſich dem ähnlichte, welchen ſich ehedem der höhere Militär gegen den Subalternen erlauben konnte und vielleicht gar ſeine Wurzel in dieſem hatte, ſich ſehr gemildert, ja faſt ganz verloren hat, und ich muß insbeſondere geſtehen, daß ich in den militäriſchen Büreaus, die ich kennen lernte, eine ausgezeichnete Humanität, die mich recht befremdete, gefunden habe. Wie ſehr iſt zu wünſchen, daß dieſer Ton ganz allgemein bleiben, daß der Unterbeamte keine Entſchuldigung ſeiner Unmilde und Härte in der Strenge finden möge, mit welcher ſeine Oberbehörde ihm Milde und Nachſicht verweiſ't, und daß jener Ton beſonders in den Provinzen Statt finden möge, welche neuerdings mit den alten vereinigt worden ſind!

Was nun ſolche neu erworbne Provinzen betrifft, ſo ſcheint es mir, was unſere Regierung thut, von der äußerſten Wichtigkeit zu ſeyn, daß man ſo wenig als möglich reformire und das Alte, ſo weit es nur geſchehen kann, beſtehen laſſe; daß man insbeſondre die

die Form der Abgabe nicht verändere, noch weniger dieſe erhöhe, ſondern lieber mildere, und, um das zu können, die Verwaltung möglichſt vereinfache, damit ihre Koſten nicht zu groß werden. Eben ſo nothwendig iſt es, daß man den Einwohnern einer ſolchen Provinz Vertrauen ſchenke, auch dann, wenn ſie die Trennung von ihrem alten Herrn ſchmerzlich fühlen und dieß Gefühl an den Tag legen, ja gerade dann. Denn ein Volk, welches eine alte Regierung, und wenn ſie ſelbſt nicht die beſte geweſen wäre, ſo leicht vergeſſen kann und dem der Wechſel ſeiner Herrſchaft eben ſo gleichgültig iſt, als der eines Kleidungsſtückes, iſt ein unzuverläſſiges Volk, welches eben ſo leicht ſeinen neuen Herrn wieder mit dem allerneueſten vertauſchen wird; und im Kleinen wie im Großen wird durch den häufigen Wechſel der Herrſchaft ein Volk verdorben und das ganze Verhältniß zwiſchen Regierern und Regierten geſtört. Jenes Vertrauen aber wird hauptſächlich dadurch an den Tag gelegt, daß man dem Volke ſo viel als möglich Beamte aus ſeiner Mitte gibt, und dabey läuft man, beſonders bey der gegenwärtigen Lage der Dinge, nicht ſo viel Gefahr, als man fürchtet. Freylich wird es manchen Beamten darunter geben, der es ſo ehrlich nicht meint, als es einer aus den alten Provinzen meinen würde, weil er entweder weniger Einkommen hat, als vordem, oder weil ſein Einfluß geſchmälert oder weil ſein Geſchäft läſtiger geworden iſt, denn Einnahme, Einfluß, Bequemlichkeit ſind ſehr häufig die Baſis des Beamtenpatriotismus. Allein der Nachtheil, welcher daraus entſtehen kann, iſt bey weitem nicht ſo groß, als derjenige, welchen der Unwille eines ganzen Volks veranlaſſen kann, das ſeine Poſten, beſonders die einträglichern, Fremdlingen überlaſſen ſieht. Wird dieſer Unwille nun ſolchen Beamten, die nicht einheimiſch ſind, wahrnehmbar, ſo iſt es natürlich, daß ſie ihn ihrer Seits erwiedern, und dadurch wird die Spannung grö-

ßer. Viele derſelben haben ferner nicht Menſchenkenntniß und Gewandtheit genug, ſich in den Charakter des neuen Volks zu fügen, ſie zeigen vielleicht gar einen gewiſſen Hochmuth, thun, als ob jetzt erſt Heil und Ordnung und Licht bey dem neuen Volk einkehren werde, und verrathen dabey oft eine Unkunde der Eigenthümlichkeiten des Landes, die ſie lächerlich macht und ihnen das Amtsanſehen raubt, welches zur kräftigen Erfüllung ihrer Pflichten erforderlich iſt. Daher kann man in der Wahl der Beamten überhaupt, die man in einer neuen Provinz anſetzt, nicht vorſichtig genug ſeyn und hat beſonders darauf zu ſehen, daß ſie nicht geiſtlos, habgierig, herriſch, aufgeblaſen, zufahrend ſind, daß ſie vielmehr die größte Verſtändigkeit, Umſicht und Menſchenkenntniß mit dem Charakter der Milde, Uneigennützigkeit, Freundlichkeit und Humanität vereinigen. Das Vertrauen gegen das Volk einer neu erworbnen Provinz wird endlich auch dadurch an den Tag gelegt, daß man die Aeußerungen des Schmerzes, den es über ſeine Trennung fühlt, nicht gewaltſam unterdrückt. Das geſprochene Wort mildert die Empfindung, die es ausſpricht, auch kann man durch die lauten Klagen aufmerkſam werden auf Unbilden ſowohl als auf ihre Heilmittel; dagegen die durch äußere Gewalt niedergehaltene Klage, das durch Härte auferlegte, von der Polizey befohlene Stillſchweigen die Empfindung verſtärkt, oft in beißende Pasquille ausbricht, die weit ſchlimmer wirken, als die offne, trockne Klage, und einen Groll erzeugt, der ſich auf Kind und Kindeskind vererbt und, wenn nur eine halbgünſtige Gelegenheit kommt, in eine furchtbare Flamme ausbricht. Man frage die neueſte Geſchichte.

Ueberhaupt hat es mit dem preußiſchen Staate eine eigne Bewandtniß. Wir, die Kinder der Monarchie, nennen uns Preußen. Eigentlich iſt dieß ein Name, der, etymologiſch genommen, keine große Bedeutung hat; es iſt der Nahme eines erloſchenen, eigentlich nie

ausgezeichnet geweſenen Volksſtammes, deſſen Wohnſitze jetzt von einem andern Volksſtamme eingenommen ſind, der nichts mit ihnen gemein hat, als den Namen. Allein figürlich gedeutet, iſt es der Name eines Vereins von Völkern oder Stämmen, die unter der Aegide eines Alleinherrn, der ſich König von Preußen nennt, keine Gefahr, keine Wunden, und ſelbſt den Tod nicht ſcheuen, ihre Selbſtſtändigkeit und Ehre zu behaupten. Ein großer, jetzt oft verkannter Monarch gab dem Namen dieſes Vereins einen hohen militäriſchen Ruf und das Wort Preuße wurde der Name eines, ich möchte ſagen, idealiſchen kräftigen Volks. Dieſe Firma wurde, wie geſagt, — wenn auch vorbereitet durch ſeine Ahnherrn — doch vorzüglich geſchaffen und verbreitet durch jenes Individuum, und ihre Bedeutſamkeit ſchien untergegangen zu ſeyn mit demſelben. Allein die Idee war angeregt, ſie wirkte fort und ein entſetzlicher Druck gab Veranlaſſung, daß Geiſt und Charakter jenes Volksvereins ſich den Werth und Ruf aneignete, welchen vorher bloß ein einzelner, großer und kräftiger Menſch ihm geliehen zu haben ſchien und ſelbſt die ſpäter zu dieſem Stammbunde gekommenen Völker thaten es ganz den übrigen gleich. So vereinigt uns der Name Preußen zur gemeinſchaftlichen tapfern Vertheidigung deſſen, was uns das theuerſte iſt, und der gemeinſchaftliche Zug, den wir als Preußen haben, iſt der hohe Muth, der Trotz gegen jede Gefahr, die unſrer Selbſtſtändigkeit droht, ſo daß Preuße eine Art von Paßwort geworden iſt, den braven Mann zu bezeichnen, der zum Banner eilt, ſobald ſein König ihn ruft, die gemeinſchaftliche Gefahr und Schande abzuwenden. Von einer preußiſchen Nation aber kann man nicht ſprechen und was man unter dieſem Namen begreifen kann, iſt nichts als ein durch einen Monarchen feſt zuſammengehaltener Bund ziemlich ſcharf von einander durch Sitten, Charakter, Gewohnheiten, Dialecte geſonderter, zum Theil gar ein-

ander etwas abgeneigter, doch großen Theils nur deutſcher Stämme. Jeder von dieſen geht in eigner, beſonderer Richtung, und gerade in den Eigenthümlichkeiten, die jeden charakteriſiren, und in der Schonung und Achtung, welche man gegen dieſe Eigenthümlichkeiten beweiſ't, ſo wie in der Freyheit, die jedem Stamme gelaſſen wird, ſich in einer eigenthümlichen Richtung zu bewegen, liegt das, was uns dieſen Verein ſo theuer macht; daher jene Schonung und Achtung gegen unſere Individualität, ſo wie die Freyheit, ſich ihr gemäß zu bilden, ein ganz vorzügliches Mittel ſeyn dürfte, den wahren Patriotismus zu erhalten und zu beleben, dagegen das Einzwängen in eine und dieſelbe Form und das Generaliſiren dem Charakter eine platte gemüthloſe Allgemeinheit gibt, die keines wahren, feurigen Patriotismus fähig iſt.

Denn, wenn ich mich nicht irre, ſo entſteht dieſer ſo. In dem Kinde entwickelt ſich Anhänglichkeit und Liebe zu den Perſonen, die ihm Gutes thun, die es um ſich ſieht, zu Vater und Mutter, zur Amme und Pflegerin, und es hängt viel davon ab, daß dieſe recht innig ſey. Sie erweitert ſich dann auf die Bekannten des Hauſes, auf die Verwandten und die Glieder des ganzen Familienſtammes, ja ſie geht ſogar über auf unbelebte Gegenſtände. Mit einem Gefühl der Liebe und des Wohlgefallens ſieht man das Zimmer, das Haus, den Hof, wo man die ſüßen Jahre des Kindes; und des Knabenalters verlebte; eine Menge Gegenſtände wecken die theuerſten Erinnerungen und nicht ohne Wehmuth ſieht man ſie vernichtet oder umgeſtaltet. Mit gleicher Liebe hängt man an der Sitte und Gewohnheit, die man in den Jahren der Kindheit und Jugend übte, oder ſah und beobachtete; der Franzoſe liebt ſein Bohnenfeſt, der Deutſche den Chriſtabend oder Chriſtmorgen. Aus dem Gemeinhaben ſolcher Gegenſtände theuerer Erinnerungen, ſolcher eigenthümlichen Einrichtungen, Gewohnheiten und Sitten entwickelt ſich denn wieder die

Liebe zu dem ganzen Orte der Geburt und frühern Erziehung und zu deſſen Einwohnern. Das Gefühl dieſer Liebe kann einen hohen Grad von Innigkeit erreichen, und die Geſchichte zeigt, daß es vor allen andern fruchtbar an Erweiſen eines patriotiſchen Gemeinnſinns ſey; denn die meiſten gemeinnützigen Stiftungen ſind an einzelnen Orten und Städten durch Einzelne gegründet worden. Eine ſolche Liebe zu der einzelnen Gemeinheit des Geburtsortes wird nun wieder die Grundlage zur Anhänglichkeit an die Landsmannſchaft, an die Einwohner einer ganzen Provinz, welche gleichen Stammnamen, gleiche Abkunft, gleichen Dialect, gleiche Geſchichte, überhaupt eine Menge Individualitäten gleich haben; man legt einen beſondern Werth auf charakteriſtiſche Eigenheiten, welche entweder wirkliche Vorzüge ſind, oder es zu ſeyn ſcheinen, und, ſie ſeyn nun Vorzüge oder nicht, uns allemal theuer ſind, auch in dem einzelnen Volksſtamme das Analogon des Nationalſtolzes und der Nationalehre erzeugen.

Um dann Weib und Kind, den heimathlichen Heerd und Hof, die väterliche Sitte und Gewohnheit und jede ſüße Eigenthümlichkeit zu ſchützen, ſchließt man ſich, damit man Kraft gewinne, gern an den Bund andrer Stämme, die gleiches Ziel und Streben haben, und an den Landesvater, der ſeine Kinder ſammelt, um ihre Kraft zu vereinen. Die Innigkeit, das Feuer, der Geiſt der Aufopferung aber, mit dem dieſes Anſchließen geſchieht, hängt ſehr ab von der Innigkeit der Liebe, die von der Liebe zu Vater und Mutter überging zu dem Allgemeinern und von den Erweiſen dieſer Liebe zu den kleinern Allgemeinern und von den Aufopferungen, zu denen wir für das eingeſchränktere Ganze, das wir liebten, von Jugend an fähig waren und fähig gemacht wurden. Solchen Urſprung hatten die außerordentlichen Thaten des verbundenen Griechenlands gegen die Perſer. Für ſeine Ehre und Selbſtſtändigkeit focht Lacedämon, für ihre Nationalehre und Eigenthümlichkeit kämpften Athenienſer und Theſpier, aber das individuelle Inte-

reſſe einer jeden Gemeine feuerte jede an, mit ausgezeichnetem Heldenmuth für alle zu kämpfen. Würde je Athens und Lacedämons Größe haben erſchüttert werden können, wäre es je möglich geweſen, daß Griechenland in den Zuſtand ſeiner heutigen entſetzlichen Unterdrückung hätte gerathen können, wenn eine fortgehende Reihe von Männern wie Timoleon an der Spitze geſtanden hätten, wenn ſie mit den Geiſt des herrlichen Menſchen ausgerüſtet jedes Staats Eigenthümlichkeit geehrt und geſichert, und wenn Gefahr allen drohte, die Gewalt gehabt hätten, ſie alle gegen den gemeinſchaftlichen Feind ihrer Individualität zu ſammeln? Faſt unwillkürlich drängt ſich mir der Gedanke auf, ſo etwas könne durch Preußen geleiſtet werden. Der Samen iſt ausgeſtreut! er iſt ſogar aufgegangen; er ſproßt, er kann zur Erndte reifen! Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter ausſende in ſeine Ernte! Ehret Landesſitte und Gewohnheit! Laſſet unangetaſtet das Alterthümliche und Herkömmliche! Verlieret, um zu gewinnen! Wir laſſen gern das Leben für das, was dem Leben Süßigkeit gibt! Wahr iſts, manches Alterthümliche, manche Sitte und Gewohnheit iſt nicht gut, es verdient umgeſtaltet, vielleicht ausgerottet zu werden. Aber man ſey unbeſorgt! In einem Volke, in einem Stamme, dem man eine möglichſt freye Entwickelung läßt, waltet Leben; ein fortgehendes Streben zum Beſſern; ein unaufhörliches Umgeſtalten der Formen. In der ganzen Menſchheit, in einem ganzen Volk und Stamme wirkt, wie in dem Individuum der Trieb zur Vervollkommnung, nur daß das Individuum einaltert, das Volk, der Stamm, immer friſche Sproſſen treibt.

Um aber dem Gemeinſinne und Patriotismus, welcher, obgleich ausgehend von dem mehr oder weniger Individuellen, von den aris und focis, auch dahin immer wieder zurückkehrend, doch das Allgemeine, den ganzen Staat umfaſſen muß, dieſe Allgemeinheit zu geben, ohne die Innigkeit des Gefühls zu ſchwächen, gibt es, mei-

nem Bedünken nach, kein kräftigeres Mittel, als die zweckmäßige Anregung religiöſer Gefühle, denen Ideen zum Grunde liegen, in denen ſich ohne Unterſchied des abweichenden Cultus alle Glaubensgenoſſen eines Staats vereinigen. Häufig hat man das Volk des Mangels an Religioſität angeklagt; dennoch habe ich das unſrige in tiefer Rührung geſehen, als ſein Heer unter religiöſen Feyerlichkeiten auszog in den Kampf, und ich konnte mich der Thränen kaum enthalten über die Andacht, welche daſſelbe bewies, als man ſich nach der erſten Nachricht von der Schlacht bey Belle Alliance zum Dank gegen die Gottheit in den Kirchen verſammelte. Unvertilgbar liegt in der Natur des menſchlichen Gemüths das Gefühl der Religioſität; es iſt nicht ſchwer, es zu wecken und Aeußerungen deſſelben zu veranlaſſen. Aber man glaubt, dieſe Aeußerungen nur im Kirchthume zu finden, in den Formen des äußern Gottesdienſtes, und hält ein ſorgfältiges Beobachten dieſer Formen für Religioſität. Daher die Vorſchläge zur Veränderung dieſer Formen, um ſie anziehender, der Phantaſie anſprechender zu machen, und daherdie Richtung mehrerer Proteſtanten zu dem Ritus der katholiſchen Kirche. Allein neuen Formen fehlt das Ehrwürdige, welches ihnen die Alterthümlichkeit gibt; ſo zweckmäßig ſie immer ſeyn mögen, ſo nehmen ſie doch durch die öftere Wiederholung ſehr bald den Charakter und die Wirkung eines maſchinenartigen Cerimoniels an und es geht mit ihnen, wie mit einem trefflichen Geſange, der zum Gaſſenhauer geworden iſt. Nicht die Form, ſondern das, was durch ſie angedeutet wird, der Stoff, den das Gemüth und der Geiſt in ihr zu ſeiner Nahrung findet, iſt es, wovon jenes ergriffen, dieſer erhoben wird und bloße, tauſendmal wiederholte, oft ſehr abſtracte Dogmen ſind nicht der einzige Stoff für dieſe Form; es gibt noch einen andern, der, aus dem Leben genommen, in eine möglichſt nahe und möglichſt erkennbare Beziehung

mit unſerm gegenwärtigen Seyn gebracht iſt, und unwiderſtehlich das Gemüth zum Dank gegen die Gottheit und zu einem inbrünſtigen Gebet erhebt. Ich würde demnach ein Hauptbeförderungsmittel des religiöſen Sinnes in Nationalfeſten finden, theils zum Andenken ſolcher Begebenheiten, in denen unverkennbare Spuren der waltenden Vorſehung liegen und durch welche ein Volk verherrlicht und glücklich geworden iſt, theils zur Anregung von Ideen und Gefühlen, welche, ſo genau ſie ſich auch an das gegenwärtige Leben anſchließen, doch gerade ſich eignen, den Blick vom Irdiſchen auf das Himmliſche zu lenken, wie z. E. ein jährliches Feſt aller Seelen oder die Feyer des Andenkens an alle im Verlauf eines Jahres entſchlafenen Mitglieder der Gemeinheit. Welch eine Veranlaſſung könnte das für den geiſtvollen Vorſteher einer kirchlichen Gemeine werden, zu einer außerordentlichen Wirkſamkeit auf Geiſt und Herz derſelben, und wie ſehr eignen ſich ſolche Feſte, Freundſchaft und Liebe unter den Bürgern des nehmlichen Staats, unter den Gliedern des nehmlichen Volks zu wecken und zu befeſtigen. Das wußten die Griechen und die Alten überhaupt, und was ſind die Hauptfeſte der Juden anders, als Nationalfeſte, faſt alle haben eine Beziehung auf etwas Hiſtoriſches und Nationales. Was würde eine recht zweckmäßige, religiöſe Feyer des Siegestages von Belle Alliance, eingeleitet durch eine Todtenfeyer, welche am Vorabend für die Gebliebenen gehalten würde, erwecklices, erhebendes, das Gemüth zum innigſten Dank gegen Gott entzündendes für alle die haben, welche ſelbſt oder durch ihre Verwandte Theil an dem Ruhm dieſes Tages gehabt haben, oder ihn überhaupt für einen Tag der Rettung vor augenſcheinlicher, hoher Gefahr und Bedrängniß anſehen müſſen? Wie viel würde ein ähnliches Feſt aller Deutſchen, gefeyert zum Andenken der Schlacht bey Leipzig, beytragen, ſie einander mehr zu befreunden; ſchon der Ge-

danke, heut ſind alle Deutſche zur Anbetung des Erhab- nen für das uns allen ertheilte gemeinſchaftliche Heil verſammelt, hat etwas die Gemüther näherndes; auch böte ſich hier den denkenden Freunden einer zweckmäßi- gen Liturgie ein offnes Feld zur freyen Bearbeitung dar und der religiöſe Sinn, der durch ſolche Feſte und bey ihnen ſo ſehr leicht zu wecken wäre, würde gewiß zur Beförderung der Religioſität überhaupt ungemein viel beytragen. Nur daß man ſolche Feſte nicht auf die Sonntage verlege, ſondern ſie an den Tagen feyere, wo die Begebenheiten erfolgt und die ein- für allemal dazu beſtimmt ſind. Auch müſſe die Feyer ſolcher denk- würdigen Tage, und wenn ſie auch Schlachttage ſind, keine bloß militäriſche, ſondern eine nationale und reli- giöſe ſeyn. Freylich wird dadurch ein Theil der Arbeits- zeit verloren gehen; aber wie kann man dieſen Verluſt in Anſchlag bringen, wenn man erwägt, welch eine Er- hebung und Vereinigung der Gemüther, welch eine Belebung eines echten, durch religiöſe Gefühle geſteiger- ten Patriotismus durch eine recht ſinnig angeordnete Feyer ſolcher Nationalfeſte erreicht werden könnte.

Was übrigens die Beachtung des Charakteriſtiſchen der verſchiednen Volksſtämme eines Staates betrifft, ſo ſcheint mir auch folgendes für deren Wichtigkeit zu ſpre- chen. Der eine iſt durch Vertrauen zu gewinnen, ein einziges freundliches Wort, geſprochen von einem ſehr Mächtigen, iſt hinreichend, ihn zur gutmüthigen Hin- gebung von Allem zu bewegen, was man wünſcht; bey dem andern richtet man durch Erweckung des Ehr- gefühls mehr aus, und ein dritter bedarf eines größern Ernſtes, größerer Strenge, er ſieht Milde für Schwä- che an, leitet Nachgiebigkeit von Furcht ab. Dieß iſt denn auch eine von den Anſichten, welche die Sehnſucht deſſen, welcher ſein Vaterland wirklich liebt, nach einer Nationalrepräſentation erregt, in welcher ſich beyde In- tereſſen, das des Königs und des Volks, auf das innigſte

vereinigen. Denn was kann ein Monarch anders wollen, als daß ſein Volk glücklich ſey, daß es wachſe in jedem geiſtigen und leiblichen Guten, daß es ihm mit Liebe zugethan ſey, mit freudigem Gehorſam ſich den Verfügungen unterwerfe, welche er zum Beſten des Ganzen ſanctionirt und daß es, wenn Gefahr von außen droht, ſeinem Führer mit bereitwilligem Muthe in den Kampf und in den Tod folge? Darf nun aber das Volk Männer ernennen, welche ſein Vertrauen und eine naue Kenntniß der Provinz beſitzen, die ihnen ihr Vertrauen ſchenkt; werden dieſe dann als deſſen Vertreter bey den Anordnungen, die für das Innere getroffen werden ſollen, zu Rathe gezogen und dürfen ſie mit unbeſchränkter Freymüthigkeit ihre Erfahrungen mittheilen und ihre Urtheile vorlegen, ſo wird man im Stande ſeyn, ſich die nöthigen hiſtoriſchen Nachrichten von der innern Lage des Staats in ſeinen verſchiednen Provinzen und Diſtricten, von dem, was das Volk drückt, von dem, was es mit Billigkeit wünſchen und hoffen darf, und von gewiſſen Eigenthümlichkeiten, welche bey allgemeinen Anordnungen beachtet und nach denen dieſe oft modificirt werden müſſen, zu verſchaffen. Solche Nachrichten ſind die nothwendige Einleitung des Geſchäfts, deſſen Gegenſtand jene Anordnungen ſind, und können ſchwerlich auf eine andre Weiſe vollſtändiger und richtiger erlangt werden. Mit genauer Rückſicht auf dieſe Nachrichten im Einverſtändniß mit den Volksvertretern getroffne Verfügungen werden freylich immer noch unvollkommen ſeyn, ja es könnte ſogar der Fall Statt finden, daß, wenn ein einziger Mann von hoher Regierungsweisheit und Liebe zu dem Volke mit unumſchränkter Gewalt bekleidet und unterſtützt von treuen, einſichtsvollen Dienern an der Spitze ſtände, er ohne alle Berathung mit ſolchen Volksvertretern weiſere und vollkommnere Anordnungen treffen könnte, allein es iſt hier hauptſächlich folgendes zu bedenken. Bey einer re-

präſentativen Verfaſſung iſt die Form nicht ſtarr und doch nicht dem ſo nachtheiligen Wechſel unterworfen, welcher faſt unvermeidlich iſt bey der Verſchiedenheit der Charaktere, Grundſätze, Anſichten der Regenten, welche auf einander folgen. Der Gang der Verwaltung iſt bey einer ſolchen Verfaſſung ein beſtändigerer, feſterer; die Principien bleiben dieſelben, wird gleich ihre Anwendung durch die jedesmalige individuelle Lage des Volks und Staats modificirt. Welche Stärke man aber durch Verfolgung des nehmlichen Syſtems, durch Feſthalten an den Principien einer Seits und dem Modificiren ihrer Anwendung nach der jedesmaligen individuellen Lage anderer Seits, doch immer die Hauptidee berückſichtigend, erlange, beweiſ't die römiſche Curie. Nicht immer waren die Oberhäupter der Kirche Männer von hohen Talenten, von tiefen politiſchen Einſichten, von einem Achtung gebietenden Charakter, ja an dem letztern fehlte es ungemein vielen derſelben. Aber Jahrhunderte hindurch ſchritt die Macht dieſer Männer und der Gemeinheit, die ſie repräſentirten, unablåſſig vor, gewann immer mehr Gebiet und Kraft. Sie war auf falſche Prämiſſen gebaut und auf einen der Natur der bürgerlichen Geſellſchaft widerſprechenden, deren Vervollkommnung beengenden und hindernden Zweck berechnet. Das natürliche Gefühl und der geſunde Menſchenverſtand empörten ſich wider die Prämiſſen und das Ziel. Das war aber nicht hinreichend, ein Höheres mußte zu Hülfe kommen, eine Erklärung von Gott ſelbſt, welche wider jene Macht entſchied. Sie ſank alſo, denn wer kann dem natürlichen Gefühl, dem geſunden Menſchenverſtande, wenn ſie in ganzen Völkern erwachen, unterſtützt von einer Erklärung Gottes widerſtehen? Und doch, welchen Kampf beſtand jene Macht, und wie viel rettete ſie? Was war denn aber das, was ihr dieſe ungeheure Stärke gab? Die Einheit des Syſtems, das Feſthalten an den Principien und das Modificiren ihrer

Ausübung nach der Lage der Zeit; und was war wieder von dieſem die Urſache? Weniger das Genie des Mannes, der an der Spitze ſtand, wiewohl ein ſolches den Plan ſchnell weiter führte, als das Collegium von Männern, die, wenn auch eine weltliche Macht ihnen ein Oberhaupt gab, welches weniger für dieſe Stellung geeignet ſchien, doch die Hauptidee nie aus dem Auge verloren, unverwandt ihren Blick auf Erhebung der durch ſie repräſentirten, ihnen gleichgeſtimmten Gemeinheit richteten, das Weſen der einmal angenommenen Principien nie veränderten, wohl aber die Form ihrer Anwendung nach den Zeitumſtänden modificirten, und überhaupt nicht anders handelten, als wenn ihr Corps ein Individuum von unvergänglicher Lebensdauer und unwandelbarem Charakter wäre. Ein gleiches war der Fall mit dem Senat des alten heidniſchen Roms. Man dehne aber nur ja das tertium comparationis nicht weiter aus, als ich es verſtanden wiſſen will. Nicht die Herrſchſucht, nicht die Idee einer Alleinherrſchaft, ſondern die Stärke, welche ein Staat durch Beharren bey einem wohlüberlegten, mit der Wohlfahrt der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft nicht im Widerſpruch ſtehenden, daher keiner Anfeindung unterworfnen Syſteme, bey genau erwogenen Principien und bey einer weislichen Ausübung derſelben erlange, iſt es, was ich im Sinne habe und dieſe Stärke iſt es, welche ich, nicht allein inſofern ich ein Bürger des preußiſchen Staats bin, ſondern als ein Mann echten deutſchen Sinnes dieſem Staate von ganzem Herzen wünſche. Denn, man ſage, was man wolle, Preußen iſt diejenige deutſche Macht, von deren Kraft hauptſächlich die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Deutſchen abhängt. Zwar mögen die Staatskräfte Oeſterreichs wohl größer ſeyn und ich verehre den deutſchen Sinn ſeiner guten Fürſten, allein die Deutſchen und die in Deutſchland wohnenden Deutſchen machen den kleinern Theil der Bürger dieſes Staates

aus, wogegen der preußiſche faſt nur von Deutſchen, und man kann wohl ſagen, für das deutſche Intereſſe ſehr entzündeten, kräftigen und gebildeten Stämmen bewohnt iſt und er das größte eigentlich deutſche Heer aufbringen kann. Was dieſes Heer, gut angeführt, vermöge, weiß man. Wäre es daher doch möglich zu machen, daß ſich die Deutſchen mit vollem Vertrauen und mit eben ſo viel Liebe an dieſen Staat anſchlöſſen, als ſeine Völker durch das, was ſie im Kampfe gegen einen auswärtigen Despotismus geleiſtet haben, Achtung gewonnen haben. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, er dringt ſich mir aus dem Gange, den die Entwickelung dieſes Staats zu immer größerer Hoheit genommen hat, auf, daß er vorzüglich berufen ſey, der Schirm und das Schild der deutſchen Nation zu ſeyn, daß ohne ſeine Mitwirkung faſt noch weniger als ohne die Mitwirkung Oeſterreichs eine noch ſo wohl angelegte Föderation der unabhängigen Fürſten Deutſchlands, über welche das Bundeshaupt nie eine ſolche Hoheit erlangen kann, daß es ſie, wie der Monarch des Kaiſerſtaates oder des preußiſchen die Bürger der verſchiedenen Provinzen ihrer Staaten, zur kräftigen gemeinſchaftlichen, mit der größten Einheit geleiteten Vertheidigung aufbieten könnte, ich ſage ohne Preußens Mitwirkung insbeſondere iſt jene Föderation nie im Stande die Selbſtſtändigkeit Deutſchlands zu retten, ſeine endliche Unterjochung durch eine fremde Macht zu verhüten, inſofern dieß durch deutſche Kraft — und von einer andern werden wirs doch nicht gethan wiſſen wollen — geſchehen ſoll. Man kann daher nicht anders, man muß wünſchen, daß der preußiſche Staat immer mehr erſtarke und zwar durch eine vollſtändige Entwickelung der großen Kräfte, die in ihm, beſonders in dem Geiſte und Charakter der herrlichen deutſchen Stämme liegen, die ihn bewohnen, und dieſe Entwicklung hängt ab von der Vollkommenheit ſeiner Verfaſſung. Ich ſpreche alſo nicht von einer Vergrö-

ßerung ſeines Gebiets; aber freylich in ſo enge Grenzen eingeſchränkt, als dieſer Staat es ward durch den unglücklichen Frieden von Tilſit, konnte er nicht bleiben, und gibt es einen ungerechten Vorwurf, ſo iſt es wahrhaftig der, daß unſere Regierung unedel gehandelt habe, indem ſie auf einer Erweiterung ihres Gebiets und auf einer ſolchen beſtanden habe, welche ihr wenigſtens an einigen Theilen eine weniger gefährliche Grenze verſchaffen könne. Vergleicht man dieſe Erweiterung des preußiſchen Gebiets mit dem Zuwachs an Land, den die übrigen Mächte gewonnen haben, ſelbſt die kleinern deutſchen nicht ausgenommen, deren Krieger in den Jahren 1806 und 1807 mit uns, ihren deutſchen Brüdern, weit unbarmherziger verfuhren, als die Franzoſen; ſo wird jener Vorwurf recht empörend und unbegreiflich. War es denn unſer König den Bürgern ſeines Staats, der nun einmal dieſe für Deutſchlands Wohl ſehr wichtige und für ſie zwar ehrenvolle, aber gefährliche, drückende Stellung bekommen hat, nicht ſchuldig, durch eine Vergrößerung ſeines Gebiets ihnen einige Erleichterung zu verſchaffen und die Laſten einigermaßen zu vertheilen, die in dieſer Stellung auf ihnen ruhen, welches nur möglich war, indem ſeine Volkszahl vergrößert wurde. Fern ſey es von mir, unſer Volk über Gebühr erheben zu wollen, aber darin wird man doch keine Anmaßung finden, wenn ich behaupte, daß ſich daſſelbe in dem großen Kampf wenigſtens gleiche Verdienſte, wie die übrigen, gleiche Anſprüche erworben habe und gleicher Belohnung würdig ſey. Daher, liebe deutſche Brüder, ſeyd nicht ungerecht gegen uns und gegen unſere Regierung! Beſonders ſeyd das ihr nicht, welche ihr erſt jüngſt in unſern Verein aufgenommen worden ſeyd. An Nationalehre habt ihr nicht verloren; ein Bürger des preußiſchen Staats zu ſeyn, iſt keine Unehre; auch weiß ich, daß ihr Geſinnung und Geiſt des preußiſch-deutſchen Volks achtet; ſeyd daher auch nicht unbillig in euren Urtheilen über deſſen Regierung, wenn dieſe das Intereſſe dieſes Volks mit dem ihrigen vereinigt ſahe, indem ſie durch die Verbrüderung ihrer alten Bürger mit Euch an Kraft zu gewinnen ſuchte, damit wir leichter den Kampf für die allgemeine deutſche Unabhängigkeit beſtehen könnten; ja, wäre es wohl unſerm Volke zu verdenken geweſen, wenn es einen noch größern Zuwachs an theilnehmenden Brüdern gewünſcht hätte? Ich gebe gern zu, daß manches in den neuen Formen euch drückend iſt, aber ſeyd wohlgemuth! Vieles von dem, was ihr jetzt laſtend findet, wird ſich in der Folge als wohlthätig bewähren; man hat ähnliche

Erfahrungen, in andern Provinzen gemacht; das aber, was wirklich mangelhaft iſt, wird ſeinen Beſtand nicht behalten, das kann ſo nicht bleiben. Wir haben einen Fürſten der ſeinen Unterthanen wohlwill, einen Fürſten von hoher Frugalität und alter Sitte. Seht ſeine Civilliſte und vergleichet ſie der anderer Fürſten. Sein Wunſch iſt es, daß wir gerecht, daß wir milde behandelt werden; könnte ers, jede Thräne würde er trocknen. Auch ſeine Diener wollen das Gute, wollen es ernſtlich. In der Wahl der Mittel wird überall geirrt, wo aber der Wille nur gut iſt, da kann man die gerechte Hoffnung hegen, es werde des Unvollkommnen, des Drückenden, Laſtenden immer weniger werden. Viel hängt dabey von der Geſinnung des Volks ab, von dem Geiſte, der es belebt! Je mehr es zunimmt an Bildung, je größer ſeine Loyalität, ſeine Ehrfurcht gegen das Geſetz wird, je mehr die Geſinnungen, welche ein Staatsbürger gegen den andern hat, an Lauterkeit gewinnen, je mehr die Gerechtigkeit und Billigkeit, die Wahrhaftigkeit und Redlichkeit ſich verbreiten, mit der einer den andern behandelt; deſto früher reift es einer vollkommnern Verfaſſung entgegen, in welcher die größt mögliche Freyheit des Volks und der Individuen mit der Hoheit und Sicherheit des Thrones vereinigt iſt. Selten und nie iſt einem großen Volke von ſolchem Charakter der gerechteſte ſeiner Wünſche verſagt worden. Denn es waltet ein mächtiges, liebevolles Weſen! Deutlicher iſt das Wirken ſeiner wohlthätigen Kraft faſt noch nie geworden, als in den großen Begebenheiten unſrer Tage; unverkennbar liegen in dieſen die Spuren jener höhern, unwiderſtehlichen Macht, welche dem Despotismus und der Verdunklung der Wahrheit feind iſt! Deutlich haben wir geſehen, daß man ſich vergebens wider ſie auflehen, daß keine Hoheit, wenn auch gedeckt durch die Aegide des Genies, gegen ſie beſtehe. Sie will Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Das will auch das preußiſche Volk und ſein Monarch. Daher wird Gott mit uns ſeyn, und ſo ſchließt euch denn, liebe Brüder neuer Verbindung, feſt an uns an. Gegenſeitig wollen wir uns entzünden zur Treue und Ergebenheit gegen den Regenten, den Gott uns gegeben hat, und zur heiligen Ehrfurcht gegen das Geſetz und die Wahrheit, brüderlich wollen wir theilen Freude und Schmerz und recht treu gegen einander ſeyn, wie biedere Deutſche es müſſen, und wahrlich wir werden nicht allein ein geachtetes, ſondern auch ein glückliches Volk ſeyn!

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reiche, Samuel Gottfried

Preussen über Alles, wenn es will

Germanien [i.e. Leipzig u.a. 1817

Bor. 162 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013882-3